

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1937

3 (1.2.1937)

Die badische Schule

Verantwortlich: Lehramtsassessor Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstr. 18b

Es ist Frevel, Gott zu suchen im Schaum eines Epileptischen und unter den zusammentretenden Füßen der Henker, in den trübseligen Mysterien gemeiner Nekromanten. Vielmehr suchen wir ihn in dem unverletzlichen und unantastbaren Gesetze der Natur, in der Religion des Gemüts, welches sich eben diesem Gesetze wohl angepaßt hat, im Sonnenglanze, in der Formschönheit der Dinge, welche aus dem Innern dieser unserer Mutter Natur hervorgebracht werden, in dem wahren Abbilde dieser Natur, das in der Körperlichkeit auseinandergefaltet ist und auf dem Antlitze der unzähligen Lebendigen erscheint, wie sie an dem unermesslichen Gewandsaum des einen Himmels leuchten, leben, empfinden, denken und dem Allguten, Einen und Höchsten entgegenjubeln.

Giordano Bruno.

„Deutsche Physik.“

Von P. Lenard.

Gedanken, die mir beim Lesen einer an hervorragender Stelle in England gehaltenen Rede über moderne Physik¹ kamen, scheinen mir wert, hier mitgeteilt zu werden. Sie können dem Schulmann helfen, seinen Weg durch die Wirrnis zu finden, die ihm auch aus der deutschen „modernen“ Literatur sich entgegenstellt, wenn er Denken mit der Natur lehren will und meint, alles ernst nehmen zu müssen, was sich mit großer Wichtigkeit zum Lesen bietet.

Jener Präsident, der als Vertreter Englands über den Stand der physikalischen Forschung redet, ist höchst „objektiv“, „unparteiisch“ (was wir — der Rassenwirkungen kundig — nur blind nennen können); er stellt Gedanken von Ariern und Juden zusammen, wie einst derhirt Schafe, Ziegen, Schweine und was sonst noch da war, morgens aus dem Stadttor trieb, und er geht in seiner Objektivität sogar so weit, die Größten Englands bloßzustellen (Newton, Lord Kelvin) um dem Judentum Raum zu machen. Er ist in seiner Unparteilichkeit allerdings besser als deutsche Redner bei deutschen Naturforscherversammlungen auch seit 1933 sich zeigten, denen es vorzüglich darauf ankommen schien, einen gewissen ausgebürgerten Juden bei hervorragender „wissenschaftlicher“ Geltung zu halten. Hierzu möchte ich mich allerdings nicht weiter äußern; es ist zu beschämend. Aber dem noch Suchenden, der in dem Durcheinander von „Ergebnissen“ der „modernen Physik“ sich zurechtfinden möchte, will ich sagen, daß schon ein umfassendes Werk vorhanden ist — „Deutsche Physik“² —, das die vom Judentum gebrachte Wirrnis wieder in die alte, ariische Klarheit verwandelt, indem es alles gesichert Bekannte, auch aus letzten Zeiten, zu einem einheitlichen Wissen von der Natur zusammenfügt. Dabei ist zu sehen, daß die Zusammenfügung ganz von selber erfolgt, wenn man nur streng an das tatsächlich festgestellte sich hält und alle Willkürlichkeiten fortläßt, die aus einem dunklen Streben hinzugedichtet sind, Auffälligkeiten zu schaffen, Paradoxien, Versagen großer Vorgänger, Notwendigkeit neuen Beginns auf entzogener Grundlage vorzutauschen. Dieses Streben ist dem Judentum eigen; es kommt verwüstend zum Vorschein, ob er sich der Wissenschaft oder der Kunst bemächtigt. Da die besagte einheitliche Zusammenfassung, wie bemerkt, ganz von selbst sich ergibt, ist ihr Erfolg in der „Deutschen Physik“ an den Einzelstellen, wo man sonst Unstimmigkeiten zu sehen sich schon gewöhnt hat,

gar nicht angegeben. Es schien mir auch zu genügen, das Besondere des Werkes im Vorwort hervorgehoben zu haben. Mit der Jugend neu Kommende, wahrhaft philosophische Geister freuen sich auch daran, nur den geraden Weg, ohne Seitenblicke auf Abirrungen gegeben zu sehen; sie vermessen keine Unstimmigkeiten, weil sie in Gottes Natur auch keine suchen. Aber die in der Wirrnis schon Befangenen, ans Denken mit dem Judentum Gewöhnten, vermessen die Unstimmigkeiten, den Reiz des unsicheren Herumirrens ohne Grundlagen in dem Werk und nennen es „veraltet“, weil es nach seinem — im Vorwort auseinandergesetzten — Plane nicht alles Halbfertige bringen kann, auch manche technische Einzelheiten — die nicht zum grundlegenden Wissen von der Natur gehören — übergehen muß, und weil sie das vorhandene Neue mitten in Bekanntem nicht zu sehen vermögen. Einige Beispiele im Folgenden werden zeigen, daß solche Beurteiler — sofern sie nicht absichtlich dem Judentum dienen wollen — gleich sind einem Reisenden in einem Zeppelin-Luftschiff, der, nachdem er eingestiegen ist, nur Sitzgelegenheiten, Tische und Wände sieht, wie auch sonst in einem Zimmer, und nichts davon merkt, daß er auf ganz neuen Wegen fliegt.

Eine der Willkürlichkeiten, die man in Verbindung mit der „Quantentheorie“, ja manchmal als deren besonderen Inhalt hingestellt findet, ist die Annahme, daß im Lichte — z. B. der Sonne — nicht so sehr die schon lange festgestellten Wellen vorhanden seien, sondern — als etwas Neues (Modernes) — „Photonen“ (Lichtquanten). Geht man dem Ursprung dieser als Behauptung erscheinenden Annahme nach, um zu sehen, inwiefern sie der Wirklichkeit entspreche, so findet man, daß dafür gar kein Nachweis vorliegt. Vielmehr ist nur nachgewiesen und schon auf vielen Wegen auch gut bestätigt, daß Lichtenergie — und Energie überhaupt — von den Atomen (und Molekülen) der Materie nur in bestimmten Beträgen (Quanten) umgewandelt wird, kurz: daß Atome auf quantenmäßiges Arbeiten eingerichtet sind (W 181)³. Es ist also eine Eigenschaft der Atome, die nachgewiesen ist, nicht eine Eigenschaft des Lichtes oder der Lichtenergie oder der Energie überhaupt (W 182). Dies, zusammen mit der Angabe über die jeweilige Größe der Quantenabteilungen der Energie, ist der tatsächliche Inhalt der „Quantentheorie“, von der so Viele unnötig reden

¹ „Trends in Modern Physics“, Ansprache des Präsidenten der Sektion Physik (Prof. A. Ferguson) bei der Versammlung der „British Association for the Advancement of Science“, 1936 (Report S. 27 uff.).

² Verlag J. F. Lehmann in München, 1936/37, 4 Bände. Drei Bände sind erschienen; der vierte ist im Druck.

³ Es werden hier und im folgenden Stellen der „D. Physik“ bezeichnet, an welchen Eingehendes zu finden ist, meist durch Angabe der Absatznummer. Die vor die Nummern gesetzten Buchstaben bedeuten: M Mechanik (Bd. I), A Akustik (Bd. II), W Wärmelehre (Bd. II), O Optik (Bd. III), E Elektrizitätslehre (Bd. III und IV).

und so Wenige wissen was sie ist. Das quantenmäßige Arbeiten der Atome trifft im besonderen auch bei der Ausfendung von Licht aus heißen Körpern, den gewöhnlichsten Lichtquellen zu. In einem glühend leuchtenden Körper wird die Energie der Wärmebewegung der Atome (und Moleküle) zu Lichtwellen umgeformt und zwar in den quantenmäßigen Beträgen, die — wie auch in anderen Fällen — nach der Schwingungszahl des ausfendenden Atoms sich richten, aber ohne daß im fertig ausgesandten Lichte irgend etwas anderes als die bekannten Wellen nachgewiesen wäre (O 129, 161). Offenbar sind da die von den einzelnen Atomen gelieferten Energiebeiträge miteinander in den eingehend nachgewiesenen Wellenfronten verschmolzen. Wie das kommt, wird man noch weiter untersuchen können (O 165).

Auf den Fall der Wellenausfendung heißer Körper bezieht sich auch die ursprüngliche, berühmte Zerleitung des Ausmaßes der Energiequanten (Anhang W V zu Bd. II). Sie ist mit dem zugehörigen großen Gedankengebäude wohl nur von sehr Wenigen gründlich nachüberlegt worden. Sie zeigt nicht das Mindeste von „Photonen“; sie bezieht sich nur auf das Verhalten der Atome als elektrischen Oszillatoren, die Wellen ausfenden, deren Energie aus dem Wärmehalt des heißen Körpers genommen ist, nicht auf die Beschaffenheit des ausgesandten Lichtes, von dem nur die spektrale Energieverteilung als vorgegeben in die Rechnung eingeht (O 178, 180). Freilich ist, um zu sehen, was eine Zerleitung beweist und was sie nicht beweist, vor allem nötig, sie von mathematischem Zirkelwerk zu befreien, um nur den grundlegenden, entscheidenden Gedankengang zu verfolgen, wie das in der „Deutschen Physik“ überall durchgeführt ist. Wohl durfte man anfangs, als der Gegenstand neu war, nach Quanten auch im ausgesandten Lichte suchen; es wäre z. B. möglich, daß die Wellenzüge des Lichtes quantenmäßige Abteilungen zeigten; aber sie zeigen dies oder sonst etwas wie „Photonen“ eben nicht (O 129, 161). Das Licht ist schon sehr gut untersucht (O 1—3, 6—73, 120—208, E 417—431), unvergleichlich viel besser als bisher die Atome (E 520—575). Den Wenigsten ist aber der Inhalt des tatsächlich Erforschten geläufig — nicht nur wegen dessen Fülle, sondern weil heute Hypothesen („Theorien“ genannt, vgl. Einleitung 14, Bd. I) alles verdecken. Dies wird benutzt, um auffällige (sensationale), aber unbegründete Unterstellungen glaubhaft zu machen, wie die der Ersetzung oder Zweifelhaftmachung der Lichtwellen durch „Photonen“. Man strebt eben (in der „modernen Physik“, vgl. Vorwort S. XII u. f., Bd. I) überhaupt nicht nach Erkenntnis der Wirklichkeit (vgl. Vorwort S. X), sondern nach Auffälligkeiten.

Ähnlich ist es mit dem jetzt verbreiteten Gerede von der „Kausalität“. Es liegt hier nichts Vernünftiges zugrunde als nur die alte Tatsache von der Frage aller gesund geborenen Kinder: „Warum?“. Dieses Drängen des arischen Menschengesistes nach Zusammenfügung von Ursache und Wirkung hat im Laufe der Zeiten das ganze fruchtbare Wissen von der Natur hervorgebracht samt aller Technik und Industrie, die uns umgibt. Da ist es nun freilich etwas

für Leute, die von sich reden machen wollen, plötzlich zu behaupten, daß Ursache und Wirkung gar nicht so eindeutig zusammengehören. Diese Behauptung ist aber nichts Neues und ist verblüffend nur wenn man sie ohne gehörige Begrenzung hinstellt. Daß auch bei wohlbekannten Ursachen nicht immer eindeutig berechenbare Wirkungen auftreten, ist seit langem klar. Es ist das immer der Fall, wo zu viele Dinge gleichzeitig zusammenwirken. Beispielsweise wird niemand vorausberechnen können, wann bei Regen ein Tropfen bestimmter Größe an eine bestimmte Stelle fallen wird, obgleich hierbei nur wohlbekannte Wirkungen bekannter Ursachen am Werke sind. Es ist dem Menschen nicht möglich, zu viele Dinge auf einmal zu verfolgen.

Am meisten — und in ganz anderer Weise — tritt aber das Versagen eindeutiger Schlüsse von verfolgbaren Ursachen auf Wirkungen zu Tage, wo Lebewesen mitwirken. Es ist hier der freie Wille, der in unverfolgbarer Weise mitwirkt. Er ist Äußerung des Geistes des Lebewesens (Einl. 1, Bd. I, M 284, E 594) und ist um so entwickelter und einflussreicher, je umfassender dieser Geist ist. Der Körper eines Lebewesens wird von dessen Geiste geleitet, und es geschieht das von den großen Molekülen aus, an welchen der Geist sitzt (W 86) und an welchen der ganze Körpermechanismus des Lebewesens hängt (M 283). Die Tatsache des freien Willens zeigt somit, daß jene großen Moleküle von der Geisterwelt aus beeinflusst werden, so daß ihre Atome und deren Bestandteile (Elektronen, Protonen usw.), welche die Moleküleigenschaften bedingen, Zustandsveränderungen erleiden, die nicht durch die vorhergegangenen Zustände und deren aus Beobachtung der materiellen Welt (Einl. 1, Bd. I) entnommene Gesetze bestimmt sind, die somit nach naturwissenschaftlichen Kenntnissen überhaupt nicht eindeutig bestimmt sind. Die Geschehnisse in diesen Molekülen können demnach, wegen der Unverfolgbarkeit der Vorgänge in der Geisterwelt, überhaupt nicht vorausberechnet werden. Wie weit solche Unbestimmtheit der inneren Zustandsänderungen von Atomen auch bis zu kleineren Molekülen reicht, ist unbekannt (vgl. Note S. 159 in Bd. I), wie überhaupt das Atominnere wenig gesichert bekannt ist (E 534—546). Es liegt hier menschliche Begrenztheit vor, die nur teilweise und schrittweise weiter hinein ins Unbekannte wird verschoben werden können. Solches Vordringen wird aber nicht durch Diskussionen über „Kausalität“ erreicht werden, die offenbar stark von Judengeistigen (Vorw. S. IX und X, Bd. I) geführt werden, sondern — wie alles bisherige wirksame Vordringen ins Unbekannte — von arischen Menschen, die immer von der Frage „Warum?“ getrieben sein werden und von dem Streben nach Begriffen, die — der Wirklichkeit angepaßt (Einl. 9, 13, Bd. I)⁴ — geeignet sein sollen, Unbegreiflich-scheinendes begreifbar zu machen.

Als ein dritter Gegenstand, über den viel Unklarheit verbreitet ist, sei die Frage nach der Masse (Trägheit) von Energie genannt. Man findet wohl

⁴ Quantitativer Behandlung können allerdings die Geisterwelt betreffende Begriffe nicht zugänglich sein; so auch schon der Begriff „Geist“.

meist einen Zusammenhang von Energie mit Masse angegeben, aber ohne überzeugenden Nachweis davon, daß Energie wirklich Masse habe, und ohne die aus Überzeugung von einer gewonnenen Erkenntnis hervorgehende Entwicklung ihrer Folgen. Der überzeugende Nachweis ist aber vorhanden, und es verdient dies bei einer, die Grundlagen allen Denkens mit der Natur ergreifenden Frage allgemeiner bekannt zu sein.

Der Nachweis liegt — wie in so vielen anderen Fällen ursprünglich entlegener Naturerkenntnis (M 86) — in einem Gedankenversuch. Hasenöhrl hat ihn angegeben; er hat ihn nur zuerst unnötig verwickelt gedacht und entsprechend berechnet (1904) mit dem Ergebnis, daß die Energiemenge E die Masse $\frac{1}{3} E/c^2$ habe (c die Lichtgeschwindigkeit). Man kann den Versuch aber ohne Minderung seiner Beweisraft vereinfachen, womit auch die Berechnung einfach und daher leicht zuverlässig genau durchführbar wird, was die Masse E/c^2 — ohne den Faktor $\frac{1}{3}$ — ergibt (E 434). Daß der Faktor $\frac{1}{3}$ nicht zutreffen kann, war auch aus Messungen an Kathodenstrahlen zu schließen (E 479), die — in einfachster Auffassung (E 480) — zum ersten Male Energiemassen fast unmittelbar meßbar machten (1903); diese Messungen stimmen nur mit der Masse E/c^2 der Energie E . Später (1905) erschien die Masse E/c^2 als ein Ergebnis der „Relativitätstheorie“ (daher in der jüdischen Physik „relativistische Masse“ genannt). Aber diese „Theorie“ hat keine einwandfreien Zusammenhänge mit gesicherter Erfahrung, und ihre Grundlagen (wirklichkeitsfremder Raum- und Zeitbegriff) sind willkürlich, weshalb eine Herleitung aus ihr keinen Erkenntniswert hat, für den kritischen Naturforscher — der um Wahrheitswert seiner Ergebnisse besorgt ist — keine Sicherung bedeutet. Die Sicherung ist aber gegeben durch Hasenöhrls Gedankenversuch, der die Energiemasse in feste Verbindung bringt mit bestimmten, schon gut gesicherten Erfahrungen (Lichtdruck, Doppler's Prinzip), sowie außerdem besonders noch durch die angegebenen Kathodenstrahlmessungen, die noch weitere wichtige Zusammenhänge mit gut gesicherter Kenntnis zeigen (E 481).

Dieser Massennachweis bezieht sich unmittelbar auf

elektromagnetische Energie; es läßt sich aber einwandfrei zeigen, daß er für alle Energieformen gelten muß (E 435). Weiter ist auch nachgewiesen, daß mit der Masse (Trägheit) der Energie auch entsprechendes Gewicht derselben (Schwere, Gravitation) verbunden ist, ganz wie bei allen gewöhnlichen Massen; es liegen dafür besondere, feine Messungen beweisend vor (E 582).

Demnach ist nicht zu bezweifeln, daß viele Massen und Gewichte in der Natur vorkommen, die den verbreiteten Energien zugehören, z. B. Massen und Gewichte von Wärme, von Licht, von elektrischen und magnetischen Feldern. Für gewöhnlich sind diese Massen klein, wegen des sehr großen Divisors c^2 . So wiegt eine (Kilogramm-) Kalorie Wärme nur ein zwanzigmilliontel Milligramm (W 77), ein Kubikmeter Sonnenlicht (in Erdbstand von der Sonne) nur rund sechs hundertmilliontel Milligramm; im Ganzen strahlt die Sonne aber doch über 5 Millionen Tonnen Licht (aller Wellenlängen zusammengenommen) in jeder Sekunde in den Raum hinaus, wovon 2 Agr. von der Erde aufgefangen werden (E 434).

Es bleibt dabei aber noch die Frage, wie es mit den gewöhnlichen Massen und Gewichten der greifbaren Körper stehe. Sind diese vielleicht auch nur Energiemassen? und ist das Gewicht der Körper nicht etwa nur das Gewicht der in ihnen aufgehäuften Energie? Es zeigt sich, daß alle bisher vorhandene Erfahrung über die Beschaffenheit der Atome der Materie diese Fragen bejahen läßt und daß nichts bekannt ist, was auf Verneinung deutete (E 583). Gravitation und Trägheit sind dann überhaupt nur Eigenschaften der Energie, aller Energie, und damit auch der Materie und ihrer Bestandteile. Dies gibt, in allen Teilen der Physik durchgeführt, eine neuartige, vereinheitlichte Naturanschauung; eine Vertiefung mehr ins Große als in die vielen Einzelheiten eröffnet sich da. Die „Deutsche Physik“ geht in solcher Beziehung voran (Vorwort S. XIII, Bd. I); sie strebt nach umfassender, aber wohlgegründeter Naturanschauung, die dem, der sie besitzt, auch eine wesentliche, aus dem beobachteten Weltganzen gewonnene Stärkung angeborener nordischer Geisteshaltung („Weltanschauung“) bedeutet.

V. Thüring

Grundlagen des naturwissenschaftlichen Studiums.¹

Es gibt noch nicht allzu viele Deutsche, die — wenigstens gefühlsmäßig — die Totalität der nationalsozialistischen Idee in ihrer ganzen Tiefe erfaßt hätten, die begriffen hätten, daß es sich bei der nationalsozialistischen Revolution nicht darum gehandelt hat, daß nun eine gewisse Gruppe von Männern die Macht einer anderen Gruppe aus der Hand genommen und selbst in Besitz genommen hat, sondern

daß damit ein Prozeß seinen Anfang nahm, der in unaufhaltsamem Ablauf das ganze deutsche Leben in allen seinen Teilen und Ausdrucksformen neu begründen und neu gestalten wird. Unter diesen Ausdrucksformen deutschen Wesens steht an hervorragender

¹ Nach einem Vortrag, gehalten am 9. 3. 1937 im Lager der Reichsfachgruppe Naturwissenschaft des NSDStB. in Kiel.

der Stelle die deutsche Wissenschaft. Nun ist immerhin manchen heute schon klar geworden, daß z. B. die Rechtswissenschaft durch die nationalsozialistische Revolution eine völlig neue Grundlage erhalten hat, indem ihr die gewaltige Aufgabe der Schaffung eines deutschen Rechts gestellt worden ist; oder, daß die Philosophie, die drauf und dran war, sich im Reiche des angeblich absoluten Geistes in ein Chaos persönlicher Meinungen aufzulösen, durch die nationalsozialistische Revolution zu ihrer eigentlichen Aufgabe geführt worden ist, Denken, Fühlen und Sein des deutschen Volkes rational zu gestalten; oder, daß die medizinische Wissenschaft neuen Sinn und neue Aufgabe erhalten hat durch die zentrale Stellung der Biologie im nationalsozialistischen Staate.

Daß aber auch die exakten Naturwissenschaften und die Mathematik von den Geschehnissen nicht unberührt bleiben können, das wollen nur wenige glauben. Die anderen aber beruhigen sich in dem Gedanken, daß die Naturwissenschaft sich mit den Dingen der objektiven Natur abgebe und somit selbst in ihrer Arbeit „objektiv“ sein müsse; unabhängig von den Schicksalen der einzelnen oder der Völker gehe sie ihren eigenen Weg der Entwicklung, folge sie ihren eigenen Gesetzen.

Wir aber sagen: An dem Tag, an welchem sich auch in der Naturwissenschaft die Erkenntnis von ihrer völkischen Bindung Bahn bricht, eröffnet sich auch für sie eine neue gewaltige Aussicht, werden auch ihr neue Energien zufließen. Denn: Was ist das Wirkliche, das Primäre, an der naturwissenschaftlichen wie überhaupt an jeder Tätigkeit? Was ist es, welches fortzeugend immer neue Gedanken, neue Taten, neue Erkenntnisse gebiert? Es ist doch jedenfalls nichts „Objektives“, d. h. von uns losgelöstes, nichts rein Theoretisches, es kann auch nichts Totes sein, etwa die „tote Materie“. Nein, es ist das, was wir „Erlebnis“ nennen. Das Erlebnis des Weltkrieges war es, das in einer Zeit der entsetzlichsten Not den fundamentalen und zukunftssträchtigen Gedanken des nationalen Sozialismus schuf und ihn gestaltete. Das Erlebnis des Kampfes der nationalsozialistischen Bewegung ist es schließlich, was die Energien heute freimacht zu den gewaltigen Leistungen des Aufbaues, die wir um uns sehen.

Es hat auch in der Naturwissenschaft als einem Teil völkischen Lebens immer das Erlebnis der Natur, nicht die Natur an sich und für sich, den Drang nach neuem weiterem Erlebnis und damit neuer weiterer Erkenntnis erzeugt. Das Erlebnis aber gehört der menschlichen Seele an, gilt für sie und nur für sie, hängt von ihren Anlagen und Fähigkeiten ab und ist somit eine Funktion ihrer rassistischen Eigenart.

Ich möchte den Begriff des Erlebnisses in das Zentrum meiner Ausführungen stellen und demgemäß das „naturwissenschaftliche Studium“ umfassender das „Studium des Naturerlebnisses“ nennen. Die Ausdrucksweise umfaßt nämlich mehrerlei:

1. Das Experiment, die Beobachtung, die Erfahrung selbst, getrennt in ihren physikalischen und ihren physiologischen Teil.
2. Die Bildung der wissenschaftlichen Begriffe und Begriffssysteme und die Gestaltung der Erfahrungen, auch Deutung, Theorie, genannt.

3. Das Studium der Persönlichkeiten der Naturforscher, um Erlebnis, Deutung, Begriffsbildung und Eigenart in ihrem Zusammenhang zu erfassen.

4. Hierzu ist die Einsicht in die Originalwerke der Naturforscher notwendig; denn nur aus ihnen lassen sich, wenn überhaupt, die seelischen Grundlagen und Kräfte ihres Wesens und damit ihres Erlebnisses entnehmen.

Daß die heutige Universität noch weit davon entfernt ist, das naturwissenschaftliche Studium nach vorstehenden Gesichtspunkten zu einem Studium des Naturerlebnisses gestalten zu können, ist uns allen bekannt. Von den erwähnten vier Teilstücken werden nur die beiden ersten zum Gegenstand der Ausbildung gemacht oder vielmehr meist nur einer von beiden. Was war und ist aber das Ergebnis? Im ersten Falle entstand der reine Experimentator, dessen Interesse sich im Experiment erschöpft, im zweiten Falle entstand der reine Theoretiker, der erst recht meint, die Fäden der gesamten Welt in seiner Hand zu halten, wenn er, möglichst unter Zuhilfenahme kompliziertester Formeln, die Natur unter dem engen Gesichtswinkel von Theorien sieht. Der eine ist der naturwissenschaftliche Techniker, dem diese oder jene Handgriffe, diese oder jene Zeigerablesung ein und alles sind, der andere wird leicht zum wirklichkeitsfremden Spekulant, der Dichtung und Wahrheit nicht mehr zu unterscheiden vermag. Die Folge ist, daß theoretische und experimentelle Forschung nicht miteinander, sondern nebeneinander, wohl auch gegeneinander herlaufen, sich nicht nur nicht mehr befruchtend, sondern einander immer fremder werdend. Dem Experimentator müssen notwendig die Gedanken- und Formelgebäude der Theoretiker zu abstrakt werden, er vermag aus ihnen keine Anregung zu neuem tieferen Forschen zu entnehmen, umgekehrt muß der Theoretiker die Arbeit des Experimentators oder Beobachters misachten, der sich mit Naturvorgängen nach seiner Meinung herumquält, die sich doch einfach nach seiner Meinung „berechnen“ lassen. Die Wurzellosigkeit einer solchen Naturwissenschaft bringt es schließlich mit sich, daß diese sich als das absolute Maß aller Dinge betrachtet, daß sie glaubt, um ihrer selbst willen da zu sein, und daß an ihrem Aufbau jeder teilhaben könne, der über ein gewisses Maß technischer oder logischer Fähigkeiten verfüge. Da aber schließlich diese Fähigkeiten bei den einzelnen Menschen nur graduell, quantitativ verschieden sein können, so folgt hieraus ohne weiteres die Internationalität einer solchen Naturwissenschaft geradezu als Selbstverständlichkeit.

Da ferner der Gegenstand der Untersuchung ein objektiver ist, so müssen schließlich auch alle anderen Wissenschaften, z. B. die Philosophie, sich den Ergebnissen der Naturwissenschaft unterordnen und sich eine „Überprüfung“ gewisser Begriffe gefallen lassen, und diese Folgerung ist tatsächlich — allerdings hier schon unter dem stärksten Einfluß gänzlich artfremden, jüdischen Geistes — gezogen worden in bezug auf die Begriffe Raum, Zeit, Kausalität, Anschauung u. dgl. Gerade bei diesen Begriffen aber handelt es sich um die apriorischen Grundlagen der arischen Naturforschung überhaupt und es ist kein Zufall, daß das Aufklaffen dieses inneren Widerspruchs und das Deutlichwerden einer fortschreitenden Zerfetzung in der

Naturwissenschaft zusammenfiel mit den allen bekann- ten ähnlichen Erscheinungen in Politik und Kunst und allen anderen Wissenschaften, die alle getrennt von einander dem angeblichen Ideal vollkommener „Objektivität“, wir sagen: Entwurzelung, zustrebten.

Wurzellos angelegte Erziehung der Naturwissen- schafter-Generation der vergangenen Jahrzehnte hat deshalb zu wurzellosem, naturwissenschaftlichem Den- ken geführt: Der relativistische Jude riß damit leicht die Herrschaft an sich nach dem Prinzip: *divide et impera*.

Es ist eine der wesentlichsten Zukunftsaufgaben der nationalsozialistischen naturwissenschaftlichen Ausbil- dung in Höheren Schulen und Hochschulen, dem Prin- zip der *Ganzheit* des naturwissenschaftlichen Stu- diums, dem Prinzip des Studiums des *Naturerle- bnis* in allen seinen Phasen und Voraussetzungen zum Siege zu verhelfen, so wie ich es oben in den vier Punkten anzudeuten versucht habe. Sie hat dem jun- gen deutschen Naturfreund die Naturwissenschaft in ihren großen völkischen Lebenszusammenhängen zu vermitteln. Keine Naturforschung ohne Natur- forschere! Diese Selbstverständlichkeit muß ihren Ausdruck finden in einem liebevollen und ernstem Sich- beschäftigen mit dem Leben und Wirken der wirklich Großen im Reiche der Forschung, derjenigen, denen die entscheidenden Würfe im Laufe der Geschichte ge- lungen sind, mit ihrer ganzen Persönlichkeit und ihrem Denken und Fühlen. Die Frage nach dem Wie ihrer entscheidenden Erfolge führt aber notwendig zum Studium der Originalabhandlungen, ja oft zum Studium privater Äußerungen in Briefen usw.

Wer dieses Verfahren je einmal z. B. an der Gestalt Keplers angewandt hat, wer je es fertiggebracht hat, nicht nur mit kaltem Intellekt, sondern mit heißem Herzen sich mit diesem Manne zu beschäftigen, der wird wohl eingesehen haben, daß die Idee der göttlichen Weltharmonie es war, die das Kepler'sche Forschen von Anfang bis Ende leitete, die das von ihm und anderen an der Natur Beobachtete gestaltet und zu seinen drei Gesetzen und den ent- sprechenden Begriffen verdichtet hat.

Oder betrachten wir die Riesengestalt Newtons! Ist die Idee der Kraft, die durch ihn ihre begriffliche Fassung gefunden hat, nicht lediglich der Ausfluß eines seelischen Zustandes, der Ausdruck des *Erlebnis* eines bejahenden Lebensgefühls, wäre ihm die einheit- liche Gestaltung der so vielfältigen Planetenbewegun- gen, der Ebbe und Flut und aller irdischen Gra- vitationserrscheinungen gelungen ohne die vorherige Überzeugung von dem einheitlichen Urgrund aller Dinge in Gott? Sagt er doch selbst in seinen „*Prin- cipia mathematica*“, daß die Naturwissenschaft die Aufgabe habe, die Werke Gottes zu untersuchen. Man sollte deshalb die Newton'sche Mechanik weniger eine Entdeckung als vielmehr eine *Gestaltung* nennen, denn in ihrem zentralen „Kraft“begriff tritt in erster Linie Innermenschliches, Seelisches in Erscheinung. Und gerade in diesem Punkte hat ja die jüdische Physik uns gezeigt, daß auf anderem seelischen Boden auch andere Begriffe und Gestaltungen für dieselben Natur- objekte und -erscheinungen erwachsen können. Schöpfe- rische arische Naturwissenschaft ist Kämpfertum. Wahres arisches Kämpfertum aber erwächst immer

aus einer bestimmten nach Gestaltung drängenden Welt- und Lebensauffassung; sie bildet und gestaltet im Bereiche der Wissenschaft an Hand der experimen- tellen Erfahrung die Begriffe und Begriffssysteme, welche wir dann Weltbild nennen. In diesem Sinne ist Weltbild etwas sich durch zunehmende Erfahrung und vervollständigte Gestaltung im Laufe der Zeit änderndes. Die Welt- und Lebensauffassung des Naturforschers aber ist das Primäre und eigent- lich Schöpferische. Sie ist die Ebene, in der sich Wissenschaft und Kunst berühren, in der sie beide wurzeln. Tatsächlich sind ja die Gedankengebäude eines Kepler, Newton, aber auch eines Robert Mayer, eines Faraday u. a. künstlerische Leistungen im umfassenden Sinne dieses Wortes. Oder möchte wohl jemand behaupten, es habe zu Robert Mayers Zeit ein objektiver, logischer Zwang bestanden, der die Bildung des Begriffes der Energie mit Notwendigkeit herbei- geführt hätte? Liegt hier nicht vielmehr die gestaltende Tat einer menschlichen Seele vor, die mit die- sem Begriff eine ganze Welt der verschiedensten Einzel- erlebnisse zu einer in sich geschlossenen Symphonie — so möchte ich es nennen — formte? Und war diesem Forscher nicht auch das herbe Schicksal so vieler großer Künstler beschieden, für ihr Werk bis zum Ende des Lebens gegen Unverständnis und Mißgunst Kämpfe zu müssen? Wie unbegründet und sinnlos erscheint angesichts solcher Tatsachen die Behauptung von der absoluten und objektiven Naturwissenschaft! — Es ist hier nicht der Ort, die hier berührten geschicht- lichen und psychologischen Zusammenhänge im einzelnen zu verfolgen. Sie decken sich dem Zellstichtigen beim Studium der Originalschriften von selbst auf. Nur um noch einiges wenigstens anzudeuten, sei z. B. auf die Idee und den Begriff des Äthers hingewiesen, der, von antiken Denkern geprägt, sich durch die abendländische Naturwissenschaft als fruchtbare Waffe des forschenden Geistes hin bewährt und als gestalten- der Begriff die Erforschung der elektromagnetischen Erscheinungen geleitet hat und noch leitet¹. Und be- denken wir dann, daß jüdisches Naturdenken mit ihm nichts anderes anzufangen wußte als ihn „abzuschaf- fen“, so wie es den „Kraft“begriff in der Mechanik abschaffte, und durch mathematischen Formalismus — scheinbar — zu ersetzen.

Vergessen wir schließlich die Riesengestalt Kants nicht, der wie kein anderer die unlösbare Verbindung zwischen Natur und Mensch, zwischen Philosophie und Naturwissenschaft, erkannt und auch diese rational ge- staltet hat. Wenn er dem heutigen deutschen Natur- wissenschaftler fremd geworden ist, der viel eher ge- neigt ist in Einstein den größten Philosophen der Weltgeschichte zu sehen, so muß es unsere Aufgabe sein, dem deutschen Studenten jenen großen deut- schen Denker wieder nahezubringen, der u. a. die klaren Grundlagen arischer Naturforschung und die Begriffe des Raumes und der Zeit aus der zerstören- den Hand des relativistischen Juden nehmen und uns wieder neu schenken wird.

Die Ganzheit des wahren und echten naturwissenschaft- lichen Erlebnisses, seine Verankerung in den allgemeins- ten völkischen Lebenszusammenhängen hat wohl kei-

¹ z. B. im Werke P. Lenards.

ner tiefer und bewußter gefühlt als Goethe, den wir hier zitieren dürfen und müssen, obgleich er persönlich als Naturforscher in seiner Farbenlehre gescheitert ist. Davon unberührt bleibt die Wahrheit, die er in seiner Geschichte der Farbenlehre folgendermaßen niedergeschrieben hat: „Wie irgend jemand über einen gewissen Fall denke, wird man erst recht einsehen, wenn man weiß, wie er überhaupt gesinnt ist. Dieses gilt, wenn wir die Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände, es sei nun einzelner Menschen oder ganzer Schulen und Jahrhunderte, recht eigentlich erkennen wollen. Daher ist die Geschichte der Wissenschaften mit der Geschichte der Philosophie innigst verbunden, aber ebenso auch mit der Geschichte des Lebens und des Charakters der Individuen, sowie der Völker.“

Und an einer anderen Stelle:

„Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Überschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen. Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann.“ —

Wenn wir in Zukunft Naturwissenschaft in diesem Sinne betreiben, wenn wir die Natur nicht trennen vom Naturforscher, die naturwissenschaftlichen Ergebnisse nur in Verbindung mit ihrem Gestalter sehen lernen, und etwaige eigene Experimente und Beobachtungen als menschliches Erlebnis empfinden und dementsprechend gestaltend zu Durchdringen versuchen, dann schließen sich die Klüfte, die eine liberalistische Wissenschaftshaltung aufgerissen hat, von selbst. Natur und Mensch werden wieder eins. Naturwissenschaft und Philosophie mitsamt Geschichte werden wieder eins. Sie erscheinen wieder als das, was sie in Wahrheit sind: Ausdrucksformen völkischen Lebens und Erlebens, Ausdrucksformen, die auch selbst nur so lange leben, als die Völker, denen sie entsprossen sind.

Wenn wir nun einerseits festgestellt haben, daß die heutige Universität der notwendigen Ganzheit des natur-

wissenschaftlichen Studiums nicht von sich aus gerecht zu werden vermag, weil ihre Lehrer, von wenigen Ausnahmen abgesehen, selbst die Repräsentanten der liberalistischen Wissenschaftslehre sind und dem, was heute not tut, meist ohne Verständnis gegenüberstehen, so erhebt sich andererseits vor uns nun das praktische Problem, den Willen in die Tat umzusetzen.

Hier liegt die fundamentale Aufgabe der naturwissenschaftlichen Fachgruppenarbeit, mit der sie gleichberechtigt und gleichnotwendig dem gewohnten Gang der Vorlesungen und Übungen und Seminare an die Seite tritt. Theorie und Experiment als solche haben ihren Platz nach wie vor in den Instituten der Universitäten und Hochschulen und ihren Vorlesungen usw. Niemand kann behaupten, daß diese Teilaufgaben bisher etwa ungenügend oder schlecht behandelt und gelöst worden seien. Nur die Beschränkung auf sie hat die Zersplitterung und Verjudung der Naturwissenschaft hervorgerufen bzw. möglich gemacht. Ergänzend muß hier also die Fachgruppenarbeit einsetzen und an Hand der Originalwerke von Naturforschern und Naturphilosophen die Verbindung herstellen zu den rassistisch bedingten Wurzeln des naturwissenschaftlichen Denkens und Forschens. Das Gefühl um die Tatsächlichkeit solcher Zusammenhänge ist uralte Aufgabe, ihnen im einzelnen nachzugehen, aber ist neu und geboren aus unserer heutigen geschichtlichen Situation, indem das deutsche Volk als erstes sich in letzter Stunde freigemacht hat von dem tödlichen Zugriff internationaler Mächte und nun daran ist, sein Leben und alle seine Lebensäußerungen neu zu begründen und neu zu gestalten, und zwar so zentral und so fest, daß ein ähnlicher Angriff auf seine Existenz in Zukunft auf den entschlossensten Widerstand des ganzen Volkes stoßen muß.

Die Aufgabe ist aber — das wollen wir uns nicht verheimlichen — auch schwer. Denn sie zwingt uns, die Natur als Ganzes in unserem Inneren zu umfassen, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, hinabzutauhen bis in die Wurzeln unserer seelischen Kräfte, nicht nur Naturwissenschaftler im herkömmlichen Sinne, sondern außerdem noch Philosophen zu sein. Vieles muß gelesen, vieles studiert werden. Aber gerade an der Schwierigkeit der Aufgabe werden wir innerlich wachsen, unser Blick wird sich weiten und, wenn wir im Verlaufe eigener Forschertätigkeit einmal in die enge Gasse eines speziellen Problems einzubiegen gezwungen sind und auch noch so lange darin verweilen, werden wir doch nie vergessen, daß wir aus der breiten, vom drängenden Leben durchpulsten StraÙe gekommen sind.

Mit der nationalen Revolution von 1933 ist . . . im ganzen deutschen Volk ein neues Prinzip des Werdens, der Weltanschauung und des Weges in die Zukunft durchgebrochen. Von ihm aus werden auch Wissenschaft und Universität einen neuen Gehalt, eine neue Sinnrichtung und eine entsprechende Form bekommen.

Ernst Kriek in der „Badischen Schule“, 1934, Seite 92.

Erich Mayer **Begegnung mit Ernst Krieck.**

Wie bisher mit Wort und Schrift steht nun unser Mitarbeiter Ernst Krieck als Rektor der Universität Heidelberg auch mit schaffender Tat an vorderster Stelle bei der Verwirklichung des „gewaltigen und sinnvoll gegliederten Einheitsbaues neuer Wissenschaft und Hochbildung“, der uns vom Schicksal ausgegeben ist. Wir werden Ernst Krieck, der uns in der hinter uns liegenden Zeit Führer war, auch in seiner neuen Stellung und bei seinen neuen Aufgaben die Treue halten.

Die Schriftleitung.

Es war am Ende des Weltkrieges. In Mannheim hatten sich die Überbleibsel des großherzoglich-badischen Liberalismus mit dem Pazifismus der jüdischen Handelskreise vermengt. Ganz auf sich allein gestellt, ging die völkische Jugend ihren Weg. Die Gefühle und Ideen, die ahnungsvoll aus der jungen Generation herausbrachen, wurden mit Widerspruch und Achselzucken beantwortet.

Aus diesen Tönen heraus suchte ich als Obersekundaner des Mannheimer Gymnasiums Rat und fand ihn — bei dem Volksschullehrer Krieck. Einige Jahre zuvor hatte ich als kleiner, heimlicher Zuhörer das erste politische Privatissime von Ernst Krieck unter einprägsamen Umständen erlebt: tief in der Nacht, in einem von einer Kerze schwach erleuchteten Kellergang, während die Bomben der feindlichen Flieger auf Mannheim niederfielen ...

Als ich in Kriecks Studierzimmer saß, sah man durch die offene Balkontür das breite Band des Rheins vorüberziehen, und am jenseitigen Ufer exerzierten in den grünen Wiesen des Frühjahrs 1919 französische Kolonialtruppen. Die fremdartigen Töne der Clairons schallten über den Rhein herüber. Ich glaube, man kann sich aus der fanatischen Arbeit, die Ernst Krieck in jenen Jahren vollbrachte, dieses zum Greifen nahe Bild deutscher Schmach gar nicht hinwegdenken. Es war ein immerwährender Schrei in die deutsche Seele, sich um keinen Preis diesem Schicksal von 1918 und dem geistigen Zusammenbruch des wilhelminischen Zeitalters zu ergeben.

Nur ein kleiner Kreis von Menschen wußte damals, daß hier ein Mann auf weite Zukunft vorausdachte, daß dieser oft mitleidig belächelte Einzelgänger, dieser „alemannische Dickhädel“, der sich um keinen Preis der Welt mit den „gegebenen Tatsachen, die doch nun einmal nicht zu ändern waren“, abfinden wollte, daß dieser eigenwillige „Außenreiter“, dieser gelehrte Volksschullehrer, über den die „Zünftigen“ hinwegsehen, einer neuen deutschen Wissenschaft den Weg bahnte.

Eines Tages übergab mir Ernst Krieck mit einer gewissen Feierlichkeit einen schwarzgebundenen Band: *Lagarde's* deutsche Schriften, viel durchblättert und mit dem Buntstift durchgeschafft. Das war das geistige Vermächtnis, an das Krieck anknüpfte, die schmale Brücke, die zwischen Liberalismus, Reaktion, Marxismus und Ultramontanismus zurückführte in das unverfälschte deutsche Geistesgut.

Einmal fragte ich Ernst Krieck, wie er denn mit seiner Gelehrtenarbeit die alltäglichen Pflichten seines Volksschullehrerberufes vereinigen könne. Er sagte mir da-

mals: „Ich bin froh, daß ich dieses Gegengewicht habe. So bleibe ich in Berührung mit dem Leben und werde davor bewahrt, mich mit meinen Ideen vom Volke zu entfernen.“

Es war nicht immer leicht, den Kram des Alltags mit den unendlichen geistigen Plänen in Einklang zu bringen. Es gab alle möglichen Schikanen und Ärgernisse, die sich heute recht lustig anhören, aber damals, als die Machtverhältnisse so rücksichtslos angewendet worden sind, einem das Leben schwer machen konnten.

1920 kam die „Revolution der Wissenschaft“ heraus, ein dünnes, grünes Heftchen. Wenn man es heute wieder durchblättert, findet man darin in klassischen Formulierungen so ziemlich das ganze Gedankengut umrissen, das heute ein Bestandteil unserer Weltanschauung geworden ist. Die Auseinandersetzung mit der liberalen Wissenschaft hat Krieck schon damals geistig gewonnen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann einmal jene Welt lebensfremder Akademiker zusammenbrechen würde; so wie es heute nur noch eine Frage der Zeit ist, bis die zusammengebrochenen Trümmer hinweggeräumt sind, die der Fundamenterrichtung unserer neuen Hochschule noch manchmal den Platz versperren.

Wenn ich so einmal oder zweimal in der Woche zu Ernst Krieck kam, dann saß er an seinem Schreibtisch, unentwegt eine kurze Pfeife in der Hand, die mit dem damaligen Knaster schwer in Brand zu halten war. Seine unmachgiebige Festigkeit gegen alle Übermacht wurde ergänzt durch ein kämpferisches Temperament, das ihn immer wieder vorantrieb. Erbittert stopfte er bei diesen Gesprächen mit der Rückseite seines Blaustiftes den Tabak in die Pfeife hinein und blies ätzende Wolken in sein völlig durchräuchertes Studierzimmer. Oft gehemmt von schweren Krankheiten und fast erdrückt von dem Übermaß der geistigen Arbeit, kämpfte sich dieser Mann in einsamem Heroismus zum Siege durch.

Je näher ich Ernst Krieck kennenlernte, desto schwerer fiel es mir, ihn durch meine Besuche von der Arbeit abzuhalten. Aber er hatte immer Zeit, er opferte viele Stunden und war unermüdet, in der Auseinandersetzung mit einem jungen Menschen seine Ideen zu wiederholen. Während er damals im „Nebenberuf“ seine „Philosophie der Erziehung“ schrieb, schickte er mir aus Krankenbett einen aufmunternden Brief.

Voll Stolz konnte ich als Primaner meine erste „Rezension“, eine kleine Besprechung der „Revolution der Wissenschaft“, vorlegen: es war damals verdammt schwer, die Spalten der Zeitungen für Kriecksche Gedanken zu öffnen. Heute steht eine lange Liste von ausgereiften Werken des neuen Geistes unseren Studenten und jungen Lehrern offen: ihnen vor allem seien diese kleinen Erinnerungen an eine große geistige Kampfzeit erzählt; denn die neue Wissenschaft ist nur aus den charakterlichen Eigenschaften ihrer Männer zu verstehen: aus ihrer Unbestechlichkeit, aus ihrem Angriffsgeist und aus ihrem Glauben!

Otto Maximilian Speer, Die Rhnen.

In Franken, Schwaben und in Osterreich,
Am Neckar, in den Alpen und am See
Regt sich und bebt wie dunkler Drang der Erde
Um Mitternacht des Dreißigjährigen Kriegs
Im Völkermeere deutscher Schicksalsstämme
Geschlechterwogend unaufhaltsam her
Und hebt vom irren Schlaf das trunkne Haupt
Wie scheu Getier, das frühem Winde weit
Die Nüstern bläht, im Laub der Bäume witternd,
Und nach dem Tag äugt, der im Osten keimt.

Und sieh! Am Horizont im blassen Grauen
Steht Einer auf und reckt sich steil gen Himmel
Und wölbt die hohlen Hände vor dem Mund
Und ruft gar laut und werbend und beschwörend
Hinunter in das dumpflebendige Brauen
Der Leiber, die, wie eine drohende Herde
Von schwarzen Stieren aus dem Stall, sich mühen
Zum einsam Ragenden der Höh — doch der
Blickt ernst und stumm und gibt ein Herrscherzeichen,
Als wies' er sie zur Prüfung des Gerichts.
Da horchen sie, gehorchend nicht als Sklaven,
Nein, freie, dem, der sie berufen rief.

Und von den Grenzen der Gebirge her,
Den Neckar aufwärts, nach dem Quell der Donau
Und nieder mit dem Lauf des jungen Rheins
Aus Höhlen, Hütten heimgesuchten Lands,
Das rauchend noch von düstern Bränden schwelt,
Und auf den Zinnen turmbewehrter Stadt
Versammelt sich ein seltsam schweigend Volk
Von Greisen, Weibern, Männern, Müttern, Kindern
Und rückt in drei gewaltigen Säulen vor
Aus Norden, Osten, Süden nach dem Westen,
Und Der sie weckte, zieht vor ihnen her.

Und mit dem Tag, der das Gewölk erklimmt,
Die Fackel schwingend durch die finstern Räume,
Daß alle Gipfel von dem Feuer sprühn,
Besteigen sie des alten Schwarzwalds Rücken,
Der tauglanzflirrend tannendunkel raunt.
Doch hält nicht lang die Freud er des Erwartens
In altersgrau verschwiegener Brust zurück.
Aufjauchzt er in dem Sturz der Wasserfälle
Und wirft vor Lust den Fels von Hang zu Hang
In leichtem Spiel, verjüngt die Kräfte fühlend,
Die neu ihm weckt das wandernde Geschlecht,
Erinnernd an die Väter, die getrieben
Seit je die Kunde von verheißnem Land.

Und da der Mond mit schmaler Sichel nun,
Leicht wie ein Kern aus frühgereifter Schale,
Aus blassem Waldschnitt in die Bläue bricht
Und mählich sich das braune Feld erweitert,

Erschwingen sie, fast unerwartet scheu,
Die letzte Höh von Strauch und Heidewerk
Um einen himmeltiefen Sagensee.
Doch eh sie rasten, bannt ein neuer Blick
Die Schweifenden nach ungewissem Ziel.

Denn wo die Berge waldig niederwogen,
Verbrandend mit den Hügeln in das Land,
Das weithinflutend grenzenlos verebht,
Bis zu dem Strom, der fernhinschimmernd dämmert,
Erkennen sie die heilig neue Erde,
Die ihre Sehnsucht oft im Traum genannt.
Und eifernd mit Gebärden und Gesprächen,
Bereiten sie zu flüchtigem Mahl den Brand.

Und ragender erhebt in ihrer Mitte
Der Führer sich und deutet da und dort
Gestraften Arms, bezeichnend Höhn und Täler,
Verstreute Dörfer, Flecken ohne Zahl,
Berühmte Städte, die aus blauem Dunst
Ins Klare wachsen mit Getümm und Dom,
Gelobtes Land, das ihnen zum Besitz
Der Himmel wies im goldenen Tal des Rheins,
Des deutschesten, des Vaterlandes Strom.

Wie fühlen stolz sie der Berufung Last
Als Wächter seiner Ufer bis zum Kamm
Des Wasgaus dort gleich Pappeln seines Strands!
Und da der Wind in ihren Locken spielt,
Erheben sie mit tatenkühner Seele
Zum Aufbruch sich, gestärkten Leibs, das Feuer
Erstickend in der Asche, daß es qualmt.

Und mit den moor- und bergentsprungenen Bächen,
Die sich der rauhen Werbung des Gesteins
Und der Umarmung knorriger Wurzeln
Voll Ungebärd entwinden und zutal
Mit Ungestüm und Donnerjauchzen stürzen,
Zusammenreißend Hang und Wald im Fall,
Hinunter geht die hoffnungsreiche Fahrt.
So schwebt der Bussard flügelstreichend heim
Vom mittäglichen Kreisen über Wipfeln;
Die wallenden Gefilde friedlich nahn,
Und die Gebirge hinter ihm versinken.

Und an dem Abend, der mit sanfter Hand
Das Land umgreift, als wärs ein Kind, und in
Den weichen Schoß der Mutter hebt, der Nacht,
Erblicken dankbar sie die ersten Hütten,
Die glücklich rauchen von zufriednem Herd.
Dort bleiben sie, genießend froh die Wärme
Der Gastfreundschaft, die Weile fliehender Stund.
Der neue Tag treibt sie zu neuer Fahrt.

Wo das Gebirg, sich weitend mit den Flüssen
Der Elz und Murg zurücktritt und der Kinzig,
Die munterer plätschern in erlöstem Lauf
Und rüstig wallen in die freie Ebene,
Umwerbend murmelnd blumenreiche Wiesen,
Und lang noch winken Nebenhügel nach,
Ziehn sie hinaus in den gepriesenen Garten
Erfreuten Schritts, den keine Not mehr hemmt;
Beglückter doch der Ferne der Vogesen,
Die wunderbar den hellen Blick beschränkt.

Da bleiben sie bei stammverwandtem Volk
Und mischen mit den Frauen sich des Lands
Und geben ihre Töchter zu dem Bund
Und zeugen, ihrer würdig, ein Geschlecht —
Zur süßen Heimat wandelt sich die Fremde.

Und heult der Föhn im Frühling warm von Süden,
Daß Bäum' und Dächer tropfen von dem Schnee,
Bricht Einer mit dem blanken Pflug die Scholle,
Streut Samen, der wie Kosses Mähne weht,
Und wachsend mit dem Jahr aus schwarzer Furche,
Keimt segenvoll die kostbar junge Saat.

Es naht die Zeit, das Korn wogt auf den Feldern
Im Sommerwind, zum gelben Schnitte reif.
Ein heimlich Summen klingt aus Dorf und Weiler:
Der Bauer dengelt seine Sense scharf.
Und eh der Tag graut, schreitet er zum Acker
Und mäht die Mahd, die schweigend vor ihm fällt,
Dann hebt ein reges Treiben an, und braune
Geschäftige Arme fassen sehnig leicht
Die blonden Schwaden, sie zu Garben bindend,
Die spielend auf den Wagen schwingt der Knecht.

Bald liegen stoppelstarrend kahl die Felder,
Es pfeift und segt der Nord durch Gras und Laub.
Der Bursche treibt die Kinder auf die Weide,
Und langsam an den Hängen reift der Wein.
Auf einmal kommt der Herbst wie mit Fanfaren
Ins Land gebraust, die Blätter lustig wehn,
Da knarren die Äste, und die Leiter schwankt,
Die hoch der Landmann in die Lüfte reckt,
Die Zweige teilend, und hinauf er klettert
Und pflückt das Obst, das leicht sich löst, und schwingt
Die Nüsse mit der Gerte, daß sie springen.

Und Freudenfeuer flammen auf den Föhn
Wie Opferbrände, hellend auf die Nacht.
Und schwärmerisch begehrt das junge Volk
Im Tanz das Fest des Weines und der Liebe,
Des Erntedanks die stillbeglückten Alten.
Drauf sammelt sich die Erd' und geht zur Ruh.
Allein der Mensch, solange er atmet, wirkt.

Der Bauer schaut nach seinem Vieh im Stall,
Umgeht den Hof, prüft Mauer, Dach und Balken.
Und winters, wenn die Flocken wirrend treiben,
Die Welt verwandelnd in ein Zauberreich,
Holt in der Kammer Säge er und Art
Und schreitet, auf der Schulter sie, verschnitten
Gedämpften Pfads, im Forst das Holz zu schlagen.

Dort zwingt mit nerviger Faust er in den Stamm
Das scharfe Eisen, daß die Späne splintern,
Setzt, wie der Geiger zu dem Bogenstrich,
Die Säge an, die singend in die Rinde
Und in das Mark dringt, das erbebt und weint.
Da schaudert sie, die Buche, von der Wurzel
Bis in die Kron' und bäumt sich ächzend auf
Und neigt sich schwer und fällt, durch Äste wuchsend,
Mit Donnerfausen hallend durch den Wald.

Daheim erwartet ihn ein liebend Weib,
Und um den Vater tummeln froh die Kinder.
Doch aus dem häuslich warmvertrauten Kreis
Eilt er zur Werkstatt, bildnerisch vollendend,
Was nützlich er in regem Geist erdacht.
Und eines Tages rollt er aus der Scheuer
Den Wagen, spannt die wiehernden Kossie vor,
Die dampfend schnauben in der frischen Frühe
Und ungeduldig stampfen mit dem Fuß,
Belädt ihn hoch mit mannigfacher Ware,
Des Landes Früchten und der Hände Kunst,
Und fährt mit Peitschenknall durchs Dorf, hinaus
Zu Kauf und Tausch in nachbarliche Ferne.

kehrt spät er heim, weiß in geselliger Rund
An Wirtes Tisch er Seltenes zu erzählen.
Bedeutend nickt ihm Der und Jener zu,
Die Schärfe rühmend seiner Urteilskraft.
Sein farbig Wort begeistert mutig alle
Und überzeugt zu ungewohntem Plan:
Von dem Gebirg zum Strome durch die Ebene
Tief einen breiten Graben, ja Kanal
Zu zieh'n, gespeist vom Wasser zweier Flüsse,
Die zu den Seiten bloß zur Flößerei,
Doch nicht zur Schifffahrt für den Handel taugen —
Lebendig eine Brücke über Land.

Bald regen sich geschäftig hundert Hände,
Schon schaufeln hoch die Männer über sich
Den Grund zum Damm und bahnen mit dem Beile
Gerad die Lichtung durch Gestrüpp und Wald,
Die Sümpfe trocknend — urbar wird die Erde
Dem neuen Samen für das heilige Brot.
Es kommt der Tag, das Volk in bunten Scharen
Läuft froh hinaus und harret und späht und jauchzt:
Das Schiff! es naht und tönt, und Wimpel flattern,
Die Augen leuchten, und die Menge winkt.
Und plötzlich ruft es wie mit einer Stimme:
„Dem Führer Zeil, der solches Wunder schuf!“

Und Jahr um Jahr, wie Baumesringe wachsen,
Gedeiht der Ort, erweitert sich zur Stadt.
Der Förderer ihres Wohlstands aber waltet
In ihren Mauern als im größeren Haus,
Ein Vater allen, liebend sie wie Kinder,
Die scheu ihn ehren, schreitet er zum Markt,
Wo mit den Edelsten er sich berät
Und weise schlichtet der Parteien Streit.
Und weithin dringt die Kunde von dem Mann,
Der Hohes sinnt, und seiner Sippe Namen
Zum Ruhm der Heimat und des Vaterlands —

Deutschland!

I.

„Ich bin der Mensch, der nur von Liebe lebt, doch aus dem feinsten Gespinnst wird der festeste Stoff gewebt.“

W am Christabend des Jahres 1907, der letzten Weihnacht Emil Gött's, stellte eine treue Freundin in sein einsames Haus ein Bäumlein, behangen mit Kugeln, Zuckerwerk und buntem Flitterstand. In stillem Einverständnis entfernte sie jedoch gleich darauf allen flimmernden Schmuck und steckte nur **L i c h t e r** auf den Baum. Dieser Lichterbaum erscheint uns heute als Sinnbild und Zielpunkt von Emil Gött's Lebensweg. Licht wollte er bringen, Liebe wollte er verbreiten, ein Lichtträger der Menschheit wollte er sein. Nicht müde wurde er, der eigensüchtigen Welt die frohe Botschaft der Nächstenliebe einzuprägen, er mußte aber auch am eigenen Leibe erfahren, daß der Lichtträger selbst stets blind ist. Er spendet Licht und Wärme, doch er selbst bleibt unerhellte und kalt.

Emil Gött's Lebenswerk steht eng beisammen. Es sind vier dramatische Dichtungen: der Schwarzkünstler, Edelwild, Mauerer und Fortunatas Biß, ungefähr fünfzig Gedichte, ein paar Bände Tagebücher und Selbstgespräche und ein Bändchen Kalendergeschichten. Davon scheiden von vornherein die Kalendergeschichten aus der Betrachtung aus, weil Gött selbst sie nicht für vollwertig nahm und sie nur schrieb, wenn ihn die Not des Lebens an allen Enden zwickte.

Emil Gött ist Niederalmane, am 13. Mai 1864 zu Tectingen am Kaiserstuhl geboren. Sein Vater war erst Feldwebel und wurde nach einer Dienstbeschädigung am Grundbuchamt zu Freiburg als Kanzlist untergebracht. Schon der Knabe zeigte den Gemein Sinn, die opferbereite Menschenliebe und die stets zugreifende Selbsterkennung, aus denen später alle Wonnen, aber auch unzählige Wirnisse des Manneslebens erwachsen. Seine Mutter Maria Ursula Gött berichtet in mannigfachen Erinnerungen über die treue Kameradschaft des Knaben:

Er war in der ersten Klasse der Volksschule. Der Lehrer forderte von Zeit zu Zeit seine kleinen Schüler auf, ihre Taschentüchlein vorzuzeigen. Wer keines bei sich hatte, dem wurden zwei Tazen verabreicht.

Emil Gött's Nebenschüler fing an zu wimmern, weil er keines hatte. Da steckte ihm Gött schnell das seinige zu. Als die Reihe an ihn kam, da: „Heraus, zwei Tazen!“ Mit diabolischer Freude jubelten dann um zwölf Uhr die Schüler seinem Vater entgegen, als er vom Rathaus her heimkam: „O, o, Euer Emil hat Tazen bekommen!“

Am Tisch hieß es vor allem: „Was, du hast heute Tazen bekommen?“

„O, Vater, was isch au jetzt das, so zwei Tätzli!“ Er

schürzte dabei die Lippen mit einer wegwerfenden Geste der Hand.

„Ja, ich will aber wissen, warum du Tazen bekommen hast?“ ließ sich der Vater streng vernehmen.

„Se, weisch Vater, der Lehrer Gag isch e alter Mann, un er hat halt a so ne dummi Gewohnheit, daß er alli paar Täg' unsere Taschentüchli sehe will, und do hat der, wo nebe mir sitzt, keins gha und er fürcht doch Tazen e so arg, do hab ich ihm halt meins gäh!“

„Ja, und da hast du die Tazen dafür bekommen?“

„Se, jo emol, was isch jetzt des?“

„Dummer Kerl!“ herrschte ihn der Vater an.

Als die Mutter den Tisch abräumte, lehnte sich der Gescholtene an sie, indem er wehmütig sagte: „Weißt, Mutter, der Ehret isch so e arg armer Bueb, un er het kei Mutter meh, wo soll er denn dann ein Taschentüchle her ha?“ Weiter erzählte er noch, wie lozig der Ehret in die Schule komme, so daß ihn die andern meiden. Sein Vater stehe auf, trinke ein Glas Schnaps und gehe fort, ohne sich um etwas zu bekümmern. Der Bub habe nie etwas Warmes am Morgen, Schnaps solle er auch trinken, und saubere Kleider, wenigstens ein Hemd, habe er nicht. „So e armer Bub!“ schloß er seinen traurigen Bericht. —

In keinem Bilde menschlichen Jammers und Elends ging Emil Gött tatenlos vorüber, und wo er nicht helfen konnte, quälte er sich tagelang mit grüblerischen Selbstvorwürfen:

Einmal ging sein Vater mit ihm auf der Messe unter den Bäumen des Freiburger Karlsplatzes hin und her. Da traf ein früherer Kollege mit ihm zusammen, der Lokomotivführer geworden war.

Im Laufe des Gesprächs, welchem der Knabe aufmerksam zuhörte, sagte der Eisenbahner, indem er sich zu ihm niederwandte: „Ja, Bürschle, horch nur zu, wir waren zwei brave Soldaten und sind nachher etwas Tüchtiges geworden. — Was willst denn du einmal werden?“

Ohne sich zu besinnen, antwortete er: „Entweder will ich Erzbischof oder Stadtgärtner werden.“

Belustigt hierüber griff der Mann in seinen Geldbeutel: „Da hast einen Sechser Draufgeld, kauf dir dort am Zuckerstand Mesßmocken!“

Er ging, schloß sich aber bald wieder den beiden an.

„Na, zeig her, wo hast du deine Zuckermocken?“

„Hab keine dafür gekauft, hab den Sechser lieber sellem arme Mann gebe, der dort so traurig am Boden sitzt, weil er blind ist und keine Füß' hat.“

Als er einmal von der Schule heimkam und einen armen, alten Mann auf der Treppe sitzend fand, mit einem Teller Suppe auf den Knien, empörte ihn das so, daß er ausrief: „Ist das meine Mutter, die so etwas tut? Gibt es keinen Platz sonst für den Armen bei uns als vor der Tür?“

Einmalen war drei Tage lang ein eisiger Schneesturm. Niemand war auf der Straße, der nicht gezwungen mußte. Emil Gött rannte aus der Schule heim. Unweit des Elternhauses kauerte zusammengeduckt ein junger Handwerksbursche, der, halb erfroren, nicht mehr weiterkam. Halb führte, halb trug er ihn mit, polterte mit ihm die Stiege herauf, so daß die Mutter erschrocken zusah, wie er ihn in sein Zimmer schaffte. Er setzte den armen Menschen in die Nähe des warmen Ofens, zog ihm die zerrissenen Schuhe und Strümpfe aus, die er in den brennenden Ofen warf, rieb ihn mit Tüchern und zog ihm dann frische Strümpfe und gute Schuhe von den seinigen an. Andern Tages brachte er den Bedauernswerten auf die Herberge zur Heimat und sorgte für ihn um Arbeit bei einem Meister der Stadt. —

Wenn es galt, den Mitmenschen aus leiblicher oder seelischer Not zu retten, kannte Emil Gött für sich und seine Gesundheit keine Schonung. Übermenschliches forderte der Neunzehnjährige von seiner Körperkraft bei dem Zugstetter Eisenbahnunglück im Jahre 1883. Mutter Gött erzählt:

„Der Vergnügungszug ist verunglückt im Mooswald bei Zugstetten!“, schrien die Leute. Emil war einer der ersten. Er rannte die Sebelstraße, in der wir wohnten vor, da raste eben eine Droschke daher in der Friedrichstraße, der direkten Hauptstraße nach Zugstetten. Der Polizeiarzt saß darin. Emil hing sich hinten an. Im Galopp wurde der zweieinhalbstündige Weg zurückgelegt, und er war mit dem Arzt der erste zur Stelle. Als bald rückte auch die Feuerwehr an. Dann turnte er in die umgestülpten Wagen, wozu man ihm mit Fackeln leuchtete. Mit Riesenkräften langte er die Toten und Schwerverwundeten hinaus, unter Blitz und Donner und wolkenbruchartigem Regen. Zuletzt griff er nach einem Schuh, darin stak zu seinem Entsetzen noch ein Fuß.

Am Morgen hing sein Anzug inwendig der Röhrentür, so furchtbar anzusehen, naß und mit Blut getränkt, daß ich ihn mit der Feuerzange packte, um ihn in den Hof zu werfen, wo es noch immerfort regnete. Jenen Moment vergesse ich nie.

Emil aber war so erschöpft, daß er nicht aufstehen und lange nicht essen konnte. Zu tief ging ihm dies Unglück zu Herzen, so daß er zu sinnieren begann: „Ist ein Menschenleben denn nicht mehr wert, als so elend zugrundegehen zu müssen?“ Für seine ganze Lebensfürgung war sein Zugstetter Erlebnis entscheidend. Nicht nur, daß er von da an Herzschwächen bekam, wie der Arzt sagte, er wurde auch zu ernst, er fing an zu grübeln, zu fragen und zu zweifeln. Wo je ein Unglück geschah, und das geschah ja stets, da war sein erstes, was er sagen konnte: „Wo ist da die Güte Gottes?“ — All mein Zureden und Zurechtweisen war umsonst. —

*

Auf die Schulzeit folgten Studien ohne bestimmtes Lehrziel an den Universitäten Freiburg und Berlin, danach pendelt er mit planlosen Siedlungsversuchen zwischen Deutschland, Tirol und der Schweiz hin und her. Allmählich gestaltet sich in seinem Blickfeld seine nächste Aufgabe, wieder Anschluß zu suchen an die vom

Großstädtmenschen leichtfertig aufgegebenen Natur, auf freier Scholle freier Herr und Bauer zu werden. Er entflieht der herrschenden Zeitanstaltung und ihren überlebten Formen und sucht auf reines Naturdasein ein neues Leben zu gründen. Sein Arbeitsziel ist unrissen in folgender Aufzeichnung aus seinen Gedankengängen:

„Der Bauer verwächst mit seiner Scholle. So beweglich die Füße des Menschen sind, und wie geschaffen, um hurtig über die ganze Erde zu laufen, laß dich nicht täuschen: Wo er wirklich Halt macht, schlägt er Wurzeln, und irgendwo will er es tun. Ja, seine Beweglichkeit dient ihm nur dazu, nach einem Wurzelgrund zu laufen. Ganz unstät ist nur der Kranke, der nirgends mehr leben kann und noch nirgends sterben will; seine Wurzelkraft ist dahin. Wer aber einmal festgewurzelt ist — fest wurzelt aber nur der Bauer, weil er den Boden überspinnt — verwächst nicht nur mit dem Standort, sondern seine Seele nimmt auch Eigenschaften an, die wir sonst nur den Pflanzen zuerkennen: Er lernt Geduld haben, am Platz verharren, jeder Not trozen, ja, die Wurzeln nur um so tiefer treiben, je bedrohter sein Standort ist.“

Der Literaturkenner hört aus dieser Melodie einen bekannten Grundton heraus, es ist die Weltbeglückungstheorie Rousseaus und Tolstois. Uns erscheint heute der Rückzug in die stillen Gefilde der Natur als eine leichte Feigheit vor den Widerständen des Maschinenzeitalters. Jedoch überstürzten sich damals die neuen Ergebnisse und Auswirkungen in derart jäher Folge, daß der Geist des Menschen sie nicht mehr rasch genug verarbeiten und einordnen konnte. Um die Jahrhundertwende lag daher die Weltfluchtneigung in der Luft, war es doch die Zeit, in welcher sich Graf Leo Tolstoi auf das Bauerngut Jasnaja Poljana zurückzog, um ein großstadtabgewandtes Bauerdasein zu führen, in welcher Heimatdichter wie Rosegger oder Anzengruber, auch unser Hansjakob, Mode wurden.

Anfang 1894 sah sich Emil Gött vor der Verwirklichung seines Zukunftsplanes. Aus den Erträgen seines Lustspiels „Der Schwarzkünstler“ konnte er bei Jähringen auf der Leihalde ein kleines Landgut von fünfzehn Morgen mit einem Häuschen erwerben. Am 21. Juli zog er dort ein und fortan lautete seine Anschrift: Emil Gött, Landwirt. Nach einem Vergleichsworte seines Freundes Emil Strauß saß er nun fest „wie eine vom Sturm gezernte Gasflamme“.

Doch Not und Mangel waren mit ihm als unsichtbare Gäste auf die Leihalde eingeschlichen. Neuanschaffungen und unfruchtbare Verbesserungsversuche zehrten an dem Reste der geringen Geldmittel, und bald türmten sich auf seinem Arbeitstische unbezahlte Forderungszettel. Während jedoch die Schuldenlast beängstigend anwuchs, verbrauchte er die letzten Einkünfte, um bedrängten Nachbarn aus der Not zu helfen. Mutter Gött berichtet über diese Zeit:

Es waren keine guten Jahre, es fehlte an Arbeit allerwegen. Als Emil Gött einmal im Dorf in eine Stube trat, saß der junge, kräftige Hausvater bei seinen Kindern und nähte Knöpfe auf — eine gering bezahlte Arbeit für Kinder und schwächliche alte Leute. Es gab Rede und Gegenrede. Der Mann sagte, daß er keine Arbeit bekommen könne, und es wären im Dorf

noch manche Männer, die sich so ungenügend beschäftigen müssen. „Was“, rief Emil Gött dazu, „im Deutschen Reich gibt es keine Arbeit für Männer, die gerne arbeiten? Dann will ich euch Arbeit geben“. Da legte er eine Sandgrube an. An der östlichen Seite seines Gutes zeigte sich ein reiner, schöner Sand.

Eine Sandgrube. Ein Sandbergwerk ist eher gesagt, als ausgeführt. Die Einrichtung fraß an seinen Mitteln so lang, bis alles aufgezehrt war. Schikanen jedweder Art von allen Seiten. Erstens ließen ihn die Bauern nicht ihren Weg herabfahren, er verdürbe ihnen den Weg, obschon er eigene Leute angestellt hatte, welche die ausgefahrenen Gleise immer wieder mit Schotter ausbesserten. Dann hieß es: Jetzt eine Drahtseilbahn! Es mußte ein Maschinenhaus gebaut werden, dreihundert Meter Boden gepachtet, die Schutzvorrichtungen unten an der Straße, die Schienen, die Rippwagen, das Drahtseil — viele hundert Mark! — Durch feindselige Mächenschaften schlug das Unternehmen zuletzt fehl:

Achtzehn Mann hatte er Verdienst geschafft. Für fünf- undzwanzigtausend Mark ist laut Urkunde Sand verkauft worden und ihm selber blieb nicht zu einem Laib Brot davon übrig. —

Weil er keinen der angeworbenen Arbeiter der Arbeitslosigkeit preisgeben wollte, ließ er sich bereden, an Stelle der Sandgrube eine Ziegelbrennerei anzulegen. Der Betrieb florierte, schon waren drei Häuser im Dorf mit Backsteinen aus Emil Gött's Ziegelei erbaut worden, da erhoben die Bauern der Nachbarschaft Einspruch gegen die Fortsetzung des Ziegelwerks, weil der Rauch der Brennöfen ihre Reben schädige. Die Sache kam vor das Amtsgericht, von dort an das Ministerium. Bis zur Entscheidung wurden die Brennöfen stillgelegt. Ein Regensommer folgte, Herbststürme segten über das Land, die Ziegelei blieb immer noch gesperrt, während Regen, Frost und Wind viele tausend Backsteine zerbröckelten und zerstäubten:

Die Ziegelei lag zum Verbarmen da. Alles verdorben. Die Braunkohlen, wovon jeder holen konnte, waren zusammengeschmolzen. Ein trauriger Anblick war das hoffnungsvoll begonnene Werk. Da, auf einmal, es waren schon anderthalb Jahre verflossen, kam vom Ministerium ein Schreiben, daß ihm erlaubt werde, auf seinem Eigentum eine Ziegelei zu betreiben. Seine Antwort war: „Ich danke euch, ihr Bürolotterl, warum habt ihr mich so lang warten lassen! Jetzt ist alles kaputt! Das Geld steckt darinnen, alles ist hin, und was noch schlimmer ist, den Mut, meinen Mut, den hab ich auch verloren.“ —

II.

Einem Philosophen. Als er seinen Wolkenkrager bald unter Dach hatte, wankte er in seinen Fundamenten. —

In den Tagen tiefster Not verlor Emil Gött wertvolle Zeit durch die Lösung technischer Probleme:

In Neubreisach rettete er ein Kind aus den Flammen eines brennenden Hauses. Oben am Giebelfenster schrie eine alte Frau um Hilfe. Die Leiter reichte aber nicht bis dort hinauf. Dieses verhängnisvolle Mißgeschick ging ihm so zu Herzen, daß er zu sinnieren anfang. Er

erfand dann eine Leiter, die man mechanisch vergrößern konnte. Einem Freunde dort, der ein Schiosser war, erzählte er eifrig davon und ließ ihn seine Zeichnung dazu durchsehen. Der Schlossermeister, dem dies in sein Fach schlug, hatte nichts Eiligeres zu tun, als so eine Leiter zu verfertigen, und als der so Genarrte mit seiner Erfindung kam, war sie schon patentiert. Und doch freute es ihn: „Hat sie ein anderer gemacht, so ist es auch recht, wenn sie nur gemacht wurde.“ —

Im tiefsten Grunde entspringt Emil Gött's Erfindereifersucht seinem schon oft erwähnten allmenschlichen Gemeinfinn. Alle seine Erfindungen sollten dazu dienen, dem Mitmenschen Arbeit, Brot und Obdach zu verschaffen. Er will den Minderbemittelten Heimstätten aus „Trockenplatten“ erbauen, einer Art Gipsdiele in Eisenrahmen gegossen. Der Bau soll innerhalb weniger Tage beendet sein und gegenüber der bisherigen Bauweise um ein vielfaches billiger sein. „Man kann unten einziehen, während man oben baut, und länger als eine Woche wird es nicht dauern vom ersten Pickelschlag bis zum Abzug der Werkleute.“

Eine Dame aus Freiburg bestellte ein Landhäuschen nach der neuen Bauart, und Gött träumte schon von einer Villenkolonie am Fuße der Jähringer Burg. Da trat jene Dame mitten in der Bauarbeit von dem Vertrag zurück, und für sämtliche Unkosten mußte Gött allein aufkommen.

Ein andermal grübelte er jahrelang über der Aufgabe, aus der Faser des Besenginsters einen verwebbaren Faden herzustellen. Er wollte damit den armen Tagelöhnern im Schwarzwald durch das Ginsterfammeln einen lohnenden Verdienst schaffen. Mit Hilfe eines Webmeisters gelingt es, eine brauchbare Probe des Ginsterfadens herzustellen. Glücklicherweise schreibt er einer Freundin:

„T. schickte mir eine Probe unserer ‚Kamsenwolle‘, in gereinigtem und gebleichtem Zustande, bereitet durch den Werkmeister der Kaminspinnerie Emmendingen. Also fertig! Die Aufgabe ist technisch gelöst und ein ganz überraschendes, schönes und gutes Produkt geworden. Hochweißblond und glänzend, man glaubt gar nicht an ihre Herkunft. Nun ist nur noch die Wirtschaftlichkeit der Gewinnung zu ermitteln.“

Als aber ein Konkurrenzfähiges Herstellungsverfahren der Kamsenwolle ermittelt werden sollte, versagte Gött's technische Vorbildung, und ein anderer nahm ihm die Früchte seiner Erfindung aus der Hand. In Stunden der Selbstbesinnung erkannte er wohl selbst, daß seine technische Arbeit stets nur eine findende und befruchtende, nie aber eine durch Einzellösungen erfolgreiche Tätigkeit sein konnte. Dann verglich er sich spöttelnd mit einem Philosophen, dessen geistiger Wolkenkrager in den Fundamenten wankte, als er ihn nahezu unter Dach hatte. Die einmal aufgetauchten Probleme gaben ihn jedoch nicht mehr frei und hingen sich wie Bleigewichte an sein poetisches Schaffen.

Zinterlassene Briefe zeigen, daß Emil Gött sich schon frühzeitig mit der Herstellung einer Registrierkasse beschäftigte. Im gleichen Schreiben taucht auch der Plan eines Briefmarkenverkaufsautomaten auf:

„Werte Herren!

So oft ich an Ihrem Werke in der Wilhelmstraße vorbeikomme, fängt ein Gedanke mich zu plagen an,

von dem ich mich endlich durch ein offenes Geständnis befreien muß:

Wenn Sie unter der Flagge „Fortschritt“ segeln, so weiß ich einen Apparat, oder eine Gruppe, ein Geschlecht von Apparaten, auf dessen Erscheinen im allgemeinen Fortschritt der Dinge der Mensch mir einfach zu warten scheint, nein, insofern ich dieser Mensch bin, einfach wartet, schon lange wartet: Das wäre eine Schreib-, nein, fast Betriebsmaschine für Geschäfte mit dauernden, endlosen formalen Schreibereien, als deren Typus ich die Post aufstellen möchte: Bei Einzählungen oder Einschreibbriefen der Umständlichkeit zuzusehen, mit der Aufnahme und Quittierung zustandekommt, war mir, sozusagen seit ich im Flügelkleide ging, ein instinktiv gefühlter Greuel. Diese Zeit-, Lust- und Menschenkraftverschluckung —

Opfer fallen hier
weder Lamm noch Stier

Aber usw.

Bei einer so einfachen Geschichte, die es sein könnte! Wenn man nämlich einer Schreibmaschine die Quittungsformulare in einem Streifen von einer Rolle zuführt, in die der Beamte die entsprechenden Daten mit wenigen Griffen eindrückt, welcher Druck sich auf einer korrespondierenden Rolle kopiert, in der sich also automatisch ohne weiteres die Buchführung der Post vollzieht; die volle Rolle wird ausgewechselt und wandert für die gesetzliche Frist in die Registratur; macht man sie aus einem halt- und waschbaren Stoff, so kann sie sogar nach drei Jahren wieder verwendet werden — ein kleines Widerstreben gegen die Waldverwüstung im Dienste der Papierfabrik.

Bei Reklamationen, die ein Aufschlagen erfordern, werden die Rollen in einen Faspel gespannt und auf- und abgewickelt, wie man will, flink und mühelos; letzteres auch unterstützt durch besonders deutliche Druckform der Leitvermerke.

Was zu dieser Maschine nötig ist, die nicht nur bei den Kolossalinstituten Post und Eisenbahn Segen wirken würde, sondern auch in andern großen Verwaltungen und Geschäften, Banken, Kassen u. dgl., das liefert die heutige Technik vielfach verstreut; es bedürfte nur einer begabten Zusammenfassung in ein Möbel. „Fortschritt“ mache dich daran; es wird ein Fortschritt sein!

Dann noch was anderes: unfählich albern erscheint mir auch, wenn ich Marken kaufe, wie umständlich so ein großer, bärtiger, würdiger Kerl in den Mappen blättert, um hier eine Fünfer-, dort eine Zehnermarke usw. hervorzuklauben. Auch das müßte schon längst aus der Horizontalen ins Vertikale und Rotierende überfetzt sein: Man denke sich an der Wand vor dem Beamten eine „Batterie“ von Rollen montiert, unsern Bandmaßen vergleichbar, aus denen er mit dem Griffe einer Sand-, bald ohne mehr hinzusehen zu brauchen, die gewünschte Anzahl in entsprechender Streifenlänge hervorzieht, d. h. abspulen läßt. Allerdings müßte man das Format der heutigen Markenblätter vorbehandeln.

Es ist mir übrigens das eine so einfache Forderung, daß ich mich fast schäme, das Ding in den Kopf genommen haben zu müssen, weil es andere nicht schon

getan haben, die allerdings weder zum Schauen bestellt, noch gar zum Sehen geboren scheinen.

Wie wird sich der „Fortschritt“ verhalten, der Fortschritt Freiburgs, das sich rühmt, das Pulver erfunden zu haben?

Dies fragt

Gött

Jähringen.“

Die Auskunft, welche die betreffende Firma auf Anfrage nach diesem Briefe von dritter Seite erhielt, ist bezeichnend für die Einschätzung, welche der deutsche Spießbürger von jeher, und wohl auch in alle Zukunft, den Dichtern und ihren Schöpfungen zukommen läßt:

„Gött, Jähringen, wohnt in der Richtung oben hinaus gegen das Schloß zu, hat kleines Landgütchen, könnte drei Stück Vieh darauf halten, betreibt eine Sandgrube; er soll kein „Eingeborener“ sein. Derselbe ist nebenbei Dichter; er machte einmal ein Gedicht, für welches jemand in Berlin zwanzigtausend Mark bezahlte. Ist Vegetarianer, geht in kein Wirtshaus.“

Er machte einmal ein Gedicht, für welches er von jemand in Berlin zwanzigtausend Mark erhielt! Es bleibt verwunderlich, daß sich nicht mehr Zeitgenossen aufs Dichten verlegen, da es doch solche fabelhaften Erträgnisse abwirft!

Emil Gött's praktische Begabung blieb zeitlebens sein Verhängnis — „sie war nicht stark genug, die Größe und den Ruhm eines Lebens darauf zu gründen, wie allezeit sein Traum gewesen, nicht schwach genug, jachte wieder einzuschlummern, nach den ersten mißglückten Versuchen. Wäre er in der Tat der geborene Erfinder gewesen, hätte er wohl alles daran gesetzt, sich die technischen Vorkenntnisse zu erwerben, er wäre noch einmal in die Schule, in die Lehre gegangen, statt spielerisch technische Phantasiegebilde vor sich in die Luft steigen zu lassen, Seifenblasen, die ein böser Zauber während des Spiels in Bleifugeln verwandelte und schwer und schwerer auf ihn zurückwarf.“

(R. Woerner.)

III.

„Setze den Gott, mit dem du unzufrieden bist, immerhin ab, sorg aber für einen würdigeren Thronfolger.“

Stärker als alle leibliche und geldliche Not umbrandeten den Dichter und Denker die seelischen Kämpfe. Emil Gött war ein tiefreligiöser Mensch, zugleich aber eine grüblerische Natur. Die heitere Weltfrömmigkeit des Markgräflers Gebel lag ihm fern. Als die Mutter dem fünfjährigen Knaben erzählte, daß die ersten Menschen aus Lehm gebildet worden seien, brauste er auf:

„Sätt' er doch lieber Mehl dazu genommen, unser Gottvater! Aber Lehm — Lehm, der gar nichts wert ist!“

Sein scharfer Verstand gestattete ihm nicht, irgendwelche Überlieferung prüfungslos als Wahrheit anzuerkennen. Jede kurz aufgebligte Frage mußte bis in ihre letzten Lösungen und Folgerungen durchdacht werden. Mit Recht legt sein Lieblingsheld Ali in seinem dramatischen Gedichte „Edelwild“, dessen Bild ganz aus Gött's Charakterzügen zusammengeschweißt ist, folgendes Selbstbekenntnis ab:

Was einmal mich ergriff, das hielt mich fest,
das hält mich fest, ich muß es denken — denken,
hinein mich wühlen — denken — wühlen — denken! —

Jugend und rastlos wogten in ihm Zweifel und Bejahungen und wieder Zweifel und Bejahungen auf und ab, Gedanken fluteten und ebten in unaufhörlichem Wechselspiel. Deshalb läßt er Ali sprechen:

Was in euch tropft, gefriert — in meinen Adern,
ich weiß nicht, wie es kommt, ist alles anders!
Da ist nichts fest! In einziger Bewegung,
ruhlos und haltlos, wallt das Durcheinander,
dem Chaos gleich! Was in mich fällt, verbrennt,
mischet sich mit mir, verwandelt sich und mich.
In einem Augenblick leb ich zwei Leben,
und mit dem nächsten Puls bin ich ein anderer. —

Schwer bedrängten Götts grüblerischen Geist die religiösen Kämpfe. Er war katholisch erzogen worden. Immer entschlossener lehnte er indessen den Glauben an einen Gott ab, der, außerhalb der Welt stehend, diese lenkt und regelt. Er verlegt die Leitung der Geschichte in des Menschen Brust. Dieses Göttsche Glaubensbekenntnis findet sich jedoch nirgends geklärt und abgerundet. Wohl konnte er sich von dem in der Schule angelehrten katholischen Dogma lösen, das von der Mutter anerzogene katholische Fühlen gab ihn nie vollkommen frei.

Im Herbst 1892 macht er eine schwere seelische Krisis durch und ist nahe daran, unauffällig sich dem Leben zu entziehen. Nur die Liebe zur Mutter hält ihn vom Selbstmord zurück. Zwei Bekenntnisbriefe kennzeichnen scharf seine seelische Zerrüttung:

„Die Versuchung hatte mich angefallen, nach gekommener Erkenntnis das Leben zu verlassen, und zwar summarisch und völlig, nicht nur theoretisch. In der tiefen Niederlage des letzten Herbstes war ich mehr als einmal auf dem Sprung. Ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl ließ mich vor der Fermate abbrechen. Ich sagte mir: Wohl hast du ein Recht, über dein Leben vor dir zu verfügen, aber löse erst die Verpflichtungen gegen das hinter dir ein, also gegen deine Mutter! Trag erst deine Schulden ab!“

„In schweren Stunden der Windstille, wo auch das künstlerische Feuer auf meinem Herde verglimmen wollte, redete ich mir ein, wenn ich mit einem lukrativen Stück meine Mutter auf ihr Alter weicher gebettet hätte, wollte ich den Winter nicht überleben. Ich hatte vor, um die Jahreswende in einer der sogenannten Viehhütten auf dem Feldberg mich einzunisten, letzte Rechenschaft vor mir abzulegen: Entweder — oder! Sein oder nicht sein! Frei leben oder frei werden! — Im Verneinungsfalle hätte ich dann mein philosophisches Testament geschrieben und dann — kein Feuer mehr gemacht, weder im Magen noch im Ofen, was wohl zum „friedlichen“ Auslösen genügt hätte.“

In jenen Tagen grauenvoller Einsamkeit findet er den Weg zu Nietzsche, und der Denker von Sils-Maria erweckt ihn zu neuer sieghafter Lebensbejahung. Durch Zufall wurde ihm Nietzsches „Jenseit von Gut und Böse“ vor die Augen gebracht, und mit überschwänglichen Worten jubelt er dem Dichterphilosophen zu: „Was bei Schwächlichen und Absterbenden noch verzehlich ist, das ist absurd bei einem Künstler, also

einem Könnenden, Schaffenden, Aufstrebenden. In ihm beweist ja sich eben der Wert des Lebens, der doch mächtiger ist als der Tod, und jedenfalls bedeutungsvoller als das Nichtsein, das eben schlechterdings nichts bedeutet.

Seufzend gestand ich mir dies schon lange ein, ohne aufzuwachen. Dazu bedurfte es eines Rufers und der fand sich. Nur den Mund tat er auf, und beim bloßen Sauch, noch ehe er zum Schall wurde, fuhr ich ahnend empor. Der Zündstoff lag ja schon gehäuft, ja, die Lunte brannte schon, es bedurfte also nur eines schwachen Wehens. Du weißt, wen ich meine — den neuen Freund und Lehrer, Nietzsche! O, wie schlug mir da die Röte ins Gesicht über meine bisherige Fahnenflucht!

Jetzt erst reißt mich jedesmal, wenn ich mich zu ihm wende und eine Seite aufschlage, ein Wirbelsturm von Rausch und Entzücken atemlos in die Höhe und läßt mich in seliger Trunkenheit zurücksinken, schwebend, so daß ich nicht spüre, wenn ich wieder auf meinem Boden anlange. Und ich habe das unbeschreibliche Wonne- und Triumphgefühl: Alles das schreibt er mir — nur mir! Er liebt mich, er dichtet für mich und an mich diese prachtvollen, glühenden, sprühenden Symmen und Dithyramben. Ich aber stehe auf meiner Warte, breite die Arme hoch auf und jauchze: Zieher, hieher, Bruder! Hier ist die glückselige Insel!“

Nietzsches Lehre vom Übermenschen, der als höherer, idealer Menschheitstypus über der Masse der Vielzuvielen stehen sollte, wird auf lange Zeit auch Götts Zeilslehre. In seinen Randglossen zu Nietzsche steht folgende Anmerkung:

„Der Übermensch ist der Sinn der Erde. Euer Wille sage: Der Übermensch sei der Sinn der Erde!“

Käme nichts von Nietzsches Geist auf die Nachwelt als diese heiligen Worte, es genügte, ihn unsterblich und zum Schöpfer eines neuen Lebens zu machen!“

Immer wieder berauscht ihn die flingende Schilderung des Übermenschen im „Zarathustra“:

„Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Alle Wesen bisher schufen etwas über sich hinaus, und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein und lieber noch zum Tiere zurückgehen, als den Menschen überwinden? Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham! Und ebendas soll der Mensch für den Übermenschen sein: Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham!“

Tag und Nacht gräbt er sich durch Nietzsches Werke, bis er sich eng mit ihm verwachsen fühlt und ihn seinen Bruder in Gott nennt. Im Kraftgefühl dieser Vereinigung weiß er sich stark genug, eine Welt aus den Angeln zu heben, die herrschenden Kulturgötzen zu zertrümmern und ein neues Leben der Menschheit aufzubauen. Er glaubt sich berufen, des Meisters ruinenhaft gebliebenes Lehrgebäude zu vollenden. Nietzsche hat eingerissen und zerstört, Götts will neuen Grundstein legen:

„Wenn Nietzsche der Philosoph mit dem Hammer war, werde ich vielleicht der mit der Kelle sein.“

Nietzsche braucht einen Vollender, die Köpfe allein tun nicht, lebendiges Leben gehört dazu, und wer von den Herren lebte wohl so stark wie ich?

Ich sah und spürte die Aufgabe näher: den Vorläufer zu vollenden, soweit meine Kräfte dazu ausreichen. Er hatte das übernehmende Gehirn, ich habe noch den Herzensverstand dazu, seine Lehre, ja, u n s e r e Lehre dem Menschen anzumessen. Er ist ja auch zu keinem Versuch ihrer Anwendung auf das reale Leben gekommen.“

IV.

Am Ende meines Strebens könnte meine göttliche Tat (oder Mittat) gewesen sein: dem Manne das Weib gleichgestellt zu haben. —

Nicht als ob ihn die Bewunderung blind gemacht hätte für die Fehler in Nietzsches System. Besonders die Stellung des Weibes in des Denkers philosophischem Weltganzen fordert Gött zum Widerspruch heraus. Nietzsche rechnet im allgemeinen mit der geistigen Inferiorität des Weibes als gegebener Tatsache. Spöttisch läßt er im „Zarathustra“ das alte Weiblein sagen: „Du gehst zum Weibe, — vergiß die Peitsche nicht!“ Gött stellte dagegen das Weib in unvermischter Eigenart vollkommen gleichwertig neben den Mann. Deshalb schreibt er:

„Am Ende meines Strebens könnte meine göttliche Tat (oder Mittat) gewesen sein: Dem Manne das Weib gleichgestellt zu haben.“

Gött sah in Mann und Weib die beiden gleichstarken Äste des Lebensbaumes, die zielgerecht hochwachsen und sich in ihren feinsten Verzweigungen berühren.

„Das Weib soll dem Manne keine Schwinge sein (ohne die er flügellos wäre), sondern soll mit ihm fliegen können, und durch den rauschenden Mitsflug den seinen höher locken und lustvoller machen.“

Dieser Flug wird um so beglückender werden, je mehr Mann und Weib dabei die ursprüngliche geschlechtliche Eigenart reinhalten. Das Weib soll nicht im Manne aufgehen und den eigenen Geschlechtscharakter verleugnen wollen, vielmehr sollen Mann und Weib ihre reine Wesensart nebeneinander entfalten und in befreiender Anpassung sich zum Menschenpaare ergänzen. Nietzsches abstrakter Übermensch ist zur Lebensunmöglichkeit verdammt. Ein **Überleben** als Leben über der Masse kann nur entstehen, durch die Vereinigung von Übermann und Überweib, durch das Menschenpaar. Daher ward für Gött nicht der Übermensch, sondern das **Überleben** zum Sinn der Erde:

„Übermensch, das ist wohl: Dem Menschentier erwachsen zu sein, hoch über seinem hellen Jammer, hoch über seinem Quälen dahin zu leben. Aber zum Überleben wird es erst, in dieser notwendig eisigen Höhe, wenn **zwei** sich auf ihr finden, ebenschultrige, die sich gerade in die Augen sehen können. Übermensch, das ist Übermann und Überweib.“

Das gleiche Preislied auf das Zusammenwandern und gegenseitige Höherheben von Mann und Weib klingt aus den Versen der Suleika im „Edelwild“:

„In einem Schuhe bist du wohlbeschuht,
in einem Schläfe hast du bestgeruht,
zwei Pole biegen sich zum Kranz,
in einem **Paare** wird der Mensch schon ganz.“

Der Ruf nach dem ihm bestimmten Weibe schwingt als Unterton tausendfach durch Gött's Tagebücher,

Verse und Briefe. Er hallt wie ein stets wiederholter Aufschrei aus grenzenloser, innerer Einsamkeit:

„Einsam ist man in der Fremde, verlassen kann man in der Heimat sein, verloren aber ist man nur in seinen inneren Wüsten. Dort umspült uns noch überall das Meer des Lebens, hier überflutet uns nur heißer, dürerer, unfruchtbarer Sand.“

Ob auch jeder andere Traum zerbrach, das Weib seiner Sehnsucht hoffte er dennoch zu finden. Ihr hielt er die Treue, ihr glaubte er auf jedem Pfade zu begegnen. Groß und kraftvoll, klar und gütig sollte sie in sein Leben eintreten, alle Mißflänge seines Lebensliedes schlichten und ihn für alle Entbehrungen reich entschädigen:

„Sie ist ja da in meiner Sehnsucht. Es muß sein, daß das Weib, das ich denke, die Herrin des Lebens, auf Erden wandle und dem Leben Sinn, Reife und Schönheit gebe.“

„Jeden Tag erblüht ein neuer Baum,
jede Nacht erglüht ein neuer Traum,
's ist der alte Stamm, nur frisch erblühend,
und das alte Herz, nur jung erglühend.
Aber Gott! Nicht diese Segenswucht:
Nur den Tausendteil heg' mir zur Frucht.
Läßt du aber alle Blüten fallen —
Einen Traum mach' leben mir von allen.“

Wohl selten sang ein Frauenlob inniger als in folgenden Versen:

„Einmal ließ' ich gern mich von dir grüßen,
einmal säß' ich gern zu deinen Füßen,
sähe deiner Züge feines Leben,
hörte deiner Stimme Fall und Beben.
Deine Stimme wollt' ich so belauschen,
und dein Leben müßte vor mir rauschen.
Lang schon gehen wir uns stumm vorüber,
fühl verschleiert streift dein Blick herüber.“

In Stunden vollen Lebensgefühls trieb ihn die Lust, sein Weib aus dem wogenden Schwarme heraus mit Übermenschkraft an seine Brust zu ziehen. Im Zusammenleben mit ihm sollte die Gattin alles doppelt wiederfinden, was das Leben wertvoll machte:

„In deine Liebe dräng' ich mich,
o Weib!
In meine Arme reiß' ich dich
mit Seel und Leib!
Ich raube dich in meine Welt,
o Weib!
Und ob die alte drob zerschellt,
ich lach: Zerstäub!
Auch in meiner eine Sonne flammt,
o Weib!
Und einer höhern Blut entstammt
ihr Flammenleib.
Da ist die Sünde drin verbrannt,
o Weib!
die ihr als heißeste gebannt. —
Komm — flieh nicht, bleib!“

Seines Weibes wußte er sich sicher, ob auch Berg und Tal, Zeit und Sitte ihn von ihr trennten:

„Du, sag', ist das ein Schweigen noch zu nennen,
wenn Zweie sich nichts mehr zu sagen brauchen,
weil sie sich kennen,
und ihre Seelen leise sich umhauchen,
auch wenn sie Berg und tiefe Wasser trennen.“

Nicht als ahnungs fremdes Kind sollte sein Weib sich zu ihm finden, erst wenn es alle Meere und Wege des Lebens mit offenen Augen durchwandert hatte, wollte er es in seinem Haus empfangen:

„Du, wirf dich nur in den wirbelnden Strom des Lebens. Siehe, wenn du nicht versinkst, oder verschwemmt wirst, wirst du an dieser Brust landen — ich harre dein! —

Oder wirf dich mit rauschenden Flügeln in die Lüfte und Lüfte — siehe, wenn du unzerschmettert wieder anlangst, von Enttäuschung zu Enttäuschung — ich stehe da mit ausgebreiteten Armen, dich aufzufangen. Nichts Menschliches bleibe dir fremd, auf daß ich dir traut werde. Auf den Besitz einer Blinden oder Betäubten oder Nichtausficherausgekommenen gebe ich nichts.

Von allem, was du träumst, mußt du erwacht, von allem, was du begehrst, zurückgekommen sein — zu mir!, zu mir allein!

Denn — nicht deine Erstlinge — deine Letztlinge müßten köstlich sein, die Letztlinge von allem!“

Nach solchen Kühnen Anläufen übermannt ihn jedoch kurz vor dem Ziel jedesmal die trostloseste Verzweiflung. Neben dem Stürmer und Dränger stand in Gött ein ebenso großer Jäger und Zweifler. Wenn er die ununterbrochene Reihe von fehlschlägen in seinem Leben vor sich aufsteigen sah, überhäufte er sich mit selbstquälerischen Vorwürfen, er könne einem Weibe niemals Treue halten, er sei überhaupt nicht Mann genug, um ein Weib für immer an sich zu fetten:

„Es fehlen die Schwingen,
mich dir zu bringen.“

Dann folgerte er:

„Wenn ein Ding in der Welt immer recht hat, ist es das Mißtrauen einer Frau gegen einen Mann; er mag sich bezwingen, aber auf dem Grund seiner Seele dunkelt und funkt es.“

In Mißmut und Ermattung spielte er dann absichtlich mit dem Gedanken einer natürlich gegebenen Treulosigkeit des Mannes und träumte sich eigenwillig in die Rolle eines Don Juan hinein:

„Geh mir, ich trag kein Herz in dieser Brust!
Weh dir, die du mich liebst, weh dir!
Ein stählernes Geschlecht, fein und geschmeidig,
grausam und treulos! Nach jedem Schwur meineidig
und treu — nur mir!
Geh mir, ich trag kein Herz in dieser Brust!“

Um der Kämpfe Herr zu werden, zwang er sich schließlich zum Verzicht:

„Du hast eine begehrlische Seele, also leide, leide durch Entbehrung!

Ich möchte dir sagen, daß ich darum liebe — aber ich darf es nicht, darf diese Blut nicht dunkler färben. Doch ich sehne mich vielleicht mehr als du nach dem Augenblick, wo du die Arme in seligem Zittern um den Nacken eines geliebten Mannes werfen darfst. Nicht um den meinen!“

Durch das Idealbild einer geistigen Ehe beschwichtigte er die fordernden Gedanken:

„Es gibt zwischen Mann und Frau eine Berührung, die alle Formen der schönsten Bewegung, in denen Liebende den Sturm ihrer Gefühle auszudrücken wissen und alle deren Wonnen in sich schließt: Es ist die Nichtberührung. Reglos halten sie voreinander still, die Augen glänzen wohl, aber sie fordern nichts und geben nicht zu viel, das Gespräch ist belebt, es geht gern über hohe und ferne, tiefe und starke Dinge — und nichts verrät das Brausen der Seele und den entzückten Tanz um sich: Wie schal ist dem entgegen jedes Rosen.“

Doch die Sehnsucht ließ sich nicht restlos durch Trost- worte übertäuben, immer wieder überquoll das Heim- weh nach der Gefährtin alle philosophischen Gespinste:

„Mein Herz ist durstig, es verlangt nach Glück!
O, von den Feuerbächen meiner Liebe allen,
die es hinströmend ließ zur Welt entwallen,
gib einen Tropfen, einen mir zurück!“

Der Kampf zwischen herrischem Verlangen und frei- willigem Verzicht durchwogte Gött's Erdenleben bis in seine letzten Tage. Er hat das Weib seiner Wahl nie gefunden:

„Aus jähen Abgründen rage ich himmelan, ein ein-
samer, Kühn geformter Gipfel.“

Das Verhängnis, das er einst tadelnd seinem Lehrer Nietzsche vorgeworfen hatte, erfüllte sich auch an ihm. Auch er brach an der Überspannung des Einsamen und lehnte an keine Einsame sein wankendes Haupt, um dazustehen in erhobener Zweifamkeit.

*

In Einsamkeit ist er auch am Palmsonntag 1908 ge- storben. Mitten im Winter fand ihn an einem Mor- gen seine Mutter erschöpft am Boden liegend, ohne Holz und ohne Brot im Hause. Ein befreundeter Arzt ließ ihn alsbald in das Freiburger Karoluskranken- haus überführen. Dort lag er in Herzkrämpfen, wäh- rend ungelöste Erfindungen, dramatische Entwürfe und Pläne für seine geliebte Leihhalde rastlos sein Gehirn durchzuckten. Als die Schmerzen unerträglich wurden, erfand er ein trapezartiges Gestell, welches er über seinem Bette anbringen ließ. Sich mit den Armen darauf stützend, diktierte er, hin und her pendelnd, seine letzten Briefe und die letzten Verse, und machte so wahr Alis Bekenntnis im „Edelwild“:

„Ich halte, selbst sterbend, zum Leben!“

Quellen: Emil Gött's Gesammelte Werke, C. F. Beck, München, 3 Bände. Maria Urs. Gött, Emil Gött, sein Anfang und Ende, ebenda. W. Gladt, Emil Gött, der Erfinder, Effhart 1930. — Das neue Buch von A. v. Grolmann (Werk und Wirklichkeit. Johann Peter Gebel, Emil Gött, Hans Thoma, bei Junfer & Dünnhaupt, Berlin-Steglitz, 1937) konnte bei dem vorstehenden Aufsatz nicht mehr berücksichtigt werden; die Drucklegung erfolgte vor Erscheinen dieses Buches, das zu einem Großteil Emil Gött gewidmet ist.

Warnung vor allgemeiner Wortkunde.

(Bemerkungen zu Rudolf Plate, Deutsche Wortkunde, München 1936)

Berthold Delbrück erzählt von dem Sprachforscher August Pott, dem Begründer der neueren Etymologie, daß er in der Lage war, den Bau der deutschen Sprache vor seinen Hörern nach denselben Maßen aufzurichten wie den Bau des Chinesischen. Wenn das auch ironisch übertrieben sein mag, man wird daran erinnert bei Plates deutscher Wortkunde. Es ist erstaunlich, daß der Verfasser denkerisch ähnliche Wege wandelt und nach vollkommen gleichem Schema je eine „französische, englische und deutsche Wortkunde auf sprach- und kulturgeschichtlicher Grundlage“ herausgibt. Da diese Bände lebhaft dem Sprachunterricht empfohlen werden und an sich auch einem unterrichtlichen Bedürfnis entgegenkommen, sei kurz auf das Bedenkliche dieses Unternehmens hingewiesen.

Wie sieht die pädagogische Situation aus, in der deutsche Wortkunde getrieben wird? Wir haben eine Jugend vor uns, die weit weniger nach allgemeinen geistesgeschichtlichen Ausblicken als nach völkischer Substanz verlangt. Diesem Anliegen kommt die kraftvolle Gegenständlichkeit alles Sprachlichen entgegen. Denn das sprachliche Zeichen ist immer Sinnbild, d. h. Konzentration der volklich-kulturellen Mannigfaltigkeit im Wort. Diese Leistung gilt es in der Wortkunde auszunutzen. Das ist jetzt z. T. geschehen in Trübners Deutschem Wörterbuch, herausgegeben von Alfred Götz (es liegen die Lieferungen 1 bis 3 vor). Hier ist das Stichwort wie ein Brennpunkt, um den je grammatische, volkswundliche, geographische, kulturgeschichtliche, vorgeschichtliche, naturwissenschaftliche und viele andere Beziehungen kreisen. Eine solche Ordnung entspricht dem, wie Sprache uns tagtäglich entgegentritt. Das organische Verhältnis zwischen Forschung und Leben ist getroffen, dieses o r g a n i s c h e Mittelweck-Verhältnis, wie man es nennen kann im Sinn des Goethewortes „Nur was fruchtbar ist, ist wahr“. Aufgabe einer Wortkunde ist es dann, die in der Sprache sich zusammenballende Vereinheitlichung des volklichen Lebens herauszuheben und je nach der Eigenart des sprachlichen Bauplanes so darzustellen, daß die unübertragbaren und unübersetzbaren Eigenständigkeiten der Volkstümer deutlich werden. Erst in diesem Augenblick ist die entscheidende und unterscheidende Leistung getroffen. Denn nicht Allerweltsvorkommnisse, die sich aus der allgemeinen psychophysischen Sprachfähigkeit ergeben, bestimmen Aufbau und Stil einer Sprache, sondern ihre eigentümlichen geschichtlichen Ordnungen, die ihrerseits — und das ist wichtig — eine spezifische völkische Konstanz zeigen. „Verners Gesetz“ als Ereignis aus der Zeit der ersten Lautverschiebung gilt über die Jahrhunderte hinweg in dem Unterschied „Gannóser — Hannoveraner“.

Der Begriff des „finden“ (zu idg. pent. „Spur“) wiederholt sein Merkmal in „aufspüren“ und den zahlreichen anderen Ausdrücken mit „gehen“ (herausbekommen, dahinterkommen, auf die Spur kommen, auftreiben, aufstöbern usw.) Verständigung und Sprachgefühl hängen von dieser Konstanz ab. In sinnfeiner Übereinstimmung mit einem charakteristischen Zug deutschen Denkens, wie er uns aus der Wissenschaftsgeschichte entgegentritt, heißt es „in Leben und Denken“, während es im Sinn des scholastischen Ableitungsverfahrens, das der Westen ausbildete, „in Theorie und Praxis“ heißt: nach einem Wortfolgegesetz steht das Gewichtigere in zweigliedrigen Wortgruppen voran und die Wortfolge ist nicht umkehrbar, ohne das Sprachgefühl zu verletzen.

Solche Eigenständigkeiten des muttersprachlichen Lebens zu zeigen, scheint mir Hauptaufgabe einer deutschen Wortkunde. Ganz anders Rudolf Plate. Das Buch zerfällt in zwei Teile: a) Auswahl deutscher Etymologien in alphabetischer Ordnung, b) Betrachtung des deutschen Wortschatzes nach verschiedenen Gesichtspunkten. Man hat dem Verfasser vorgeworfen, daß seine Wortkunden unselbständig seien, Gamillscheg nimmt sich sogar Zeit und Mühe, Plates französische Wortkunde mit seinem eigenen Werk zu vergleichen, um zu beweisen, wie er abgeschrieben hat. Schlimmer scheint mir etwas anderes zu sein, die Grundlinie, auf der die Auswahl beruht. Darauf machen aufmerksam Stichworte wie Feim (wegen „abgefieimt“), Gaden (wegen „Berchtesgadener“), Kappzaun, Krickente, Kümmelblättchen, Krinoline, Leviathan, Malvasier, Paspel, Saxophon, Tandem, Tituskopf, Wingolf, Kurz, Ausdrücke, die man vielleicht in einem Konversationslexikon suchen würde (vgl. dazu die Stichworte Rösselsprung, Moritat, Mondkalb, morganatisch, Nachrichten, Nagelprobe, Schlafratze), nicht in einer für den Deutschunterricht bestimmten Wortkunde. Stellt man dazu, daß diese deutsche Wortkunde weit mehr Lehn- und Fremdwörter bespricht (329 Stichworte) als solche der deutschstämmigen Hochsprache (248 Stichworte) — man sehe im besonderen die Worte unter m (S. 83 ff.) und t (S. 135 ff.) — so wird die für die Auswahl offenbar entscheidende Grundhaltung deutlich: hier geht es um bildungshungrige Aufklärung, nicht um erzieherische Führung. Die fremden Ausdrücke überwiegen notwendig, weil sie in jeder Sprache kultur- und geistesgeschichtlich „interessanter“ sind. Eine solche Auswahl kann aber nicht über die Eigenständigkeit des deutschen Kulturaufbaues unterrichten. Sie zeichnet seine abendländische Überfremdung, einen Mischdialekt (wie etwa das Albanesische) als Schicksal der mitteleuropäischen Lage und Geschichte. Die Töne des eigentlichen volk-

lichen Lebens, wie mundartliche Wörter oder Ausdrücke aus deutschen Sondersprachen, die gelegentlich erklingen, wirken neben diesem Grundakkord fast wie Untöne. Daraus ergibt sich, daß eine wichtige Vorfrage nicht gestellt ist, welche leitende Idee nun eigentlich die Auswahl zu einer Zusammenfassung machen soll. Der Deutschunterricht? — Warum dann die Fülle von entlegenen undeutschen Ausdrücken? — Das Deutschstudium? — Dann fehlt der wissenschaftliche Apparat. — Die Gebildeten, „die nach der Herkunft eines Wortes zu fragen pflegen“? — Das richtet sich wohl von selbst. Es ist schon so: weil eine auswählende Idee fehlt, weil aufgenommen und damit für wichtig gehalten wird, was stofflich reizt (Parole: Belebung des Unterrichts), nicht das, was ideell bildet, kommt der Verfasser zu seinem Zickzackkurs; er segelt zwar an der Grammatikfunde geschickt vorüber, wird aber von der Charybdis des Abendländischen verschlungen¹. Er läßt sich vom Stofflichen mitreißen, statt eine Idee durchzusetzen. Das zeigt beispielsweise unter „Litewka“ der Hinweis auf die Deutung von Lietuva „Litauen“. Oder unter „Raps“ die Bemerkung „frz. colza „Raps“ ist im 17. Jahrhundert aus nld. koolzad entlehnt. Als Kulturprodukt stammt von dem noch wildwachsenden Raps die Kohlrübe (*brassica napus*)“. Das ist Ballast. Auf solche Dinge wird der Verfasser nur durch das Stichwort geführt und verliert darüber die Idee einer deutschen Wortkunde. Auf derselben Linie liegt es, daß unter dem Stichwort lynchen ausführlich über Boykott und boykottieren gesprochen wird. Ein absonderlicher Einfall an dieser Stelle. Dabei fehlt aber die kulturpolitisch wichtige Bemerkung, daß das Wort durch unser Kriegs- und Nachkriegsschicksal in Gebrauch gekommen ist.

Warum werden diese Dinge hier herausgestellt? Diese für den Schulgebrauch empfohlene Wortkunde zeigt beispielhaft, welches Unheil entsteht, wenn man das Deutsche, Französische und Englische kulturgeschichtlich mit demselben Maß mißt, eine deutsche, französische, englische Wortkunde so anlegt, als ob nicht das Entscheidende die Eigenart, die vollkommene Eigenständigkeit wäre. Dieses Typische einer Sprache ist gerade in der Vergleichung methodisch faßbar. Wie nahe lag also dieser Weg einer deutschen Wortkunde für einen Mann, der vorher eine englische und französische Wortkunde geschrieben hatte. Er hatte ihn nicht beschritten, weil der Gedanke der Eigenständigkeit ihm offenbar innerlich fremd war. Er denkt in den Ordnungen einer „allgemeinen Wortkunde“, der die liberale Idee zugrundeliegt, daß die Sprache ein über die Völker hinausgehendes autonomes Wesen habe. So ist Sprache als allgemeine „Sprachfähigkeit“ und Sprache als „völkische Leistung“ verwechselt. Das wird besonders deutlich in der merkwürdigen Anlage des zweiten Teiles „Die Betrachtung des deutschen Wortschatzes nach verschiedenen Gesichtspunkten“. Hier, wo

¹ Zu diesem gemeineuropäischen Wortschatz vgl. Elise Richter, Fremdwortkunde, 1919, besonders Kapitel III und Alfred Schirmer, Deutsche Wortkunde, 1926, 108.

durch Wortbildungslehre und Bedeutungslehre sich der entscheidende Zugang zu dem eröffnet hätte, was eine kulturgeschichtliche Wortkunde zu bieten hat, nämlich Bauplan („innere Sprachform“) und Aufbau („Struktur“) des Wortschatzes, finden wir gelegentliche Vorgänge der deutschen Sprachgeschichte, besonders aber wieder des Lehnwortschatzes² (in dem Kapitel „Eigennamen als Gattungsnamen“ ist das Verhältnis 6 : 70) hineingezwängt in unselbständige Allergeweltvorkommnisse. Kein Abschnitt handelt von dem Gesetz, nach dem das Deutsche als eigene Ganzheit tritt, etwa von der wortbildenden Systematik des Umlauts oder Umlauts, von der merkwürdigen Konsequenz der Lautverschiebung oder von dem Gesetz, unter dem die nomina agentis stehen.

Bezeichnend ist es, daß unter den 46 „verschiedenen Gesichtspunkten“ aus dem verbalen Wortschatz nur die Randgruppe der Kausativa, der Intensiva und der substantivierten Infinitive zusammengestellt werden. Dieses Ausschalten des Verbums, des Tätigkeitsausdrucks, beleuchtet hell und unmittelbar die denkerischen und weltanschaulichen Voraussetzungen des Verfassers. Zu der aufklärerischen Stoffbestimmtheit seines Werkes gehört und paßt es, daß die Welt des Tuns und Handelns ausfällt. Wenn es richtig ist, daß das Tun die Welt baut und Ganzheiten sich im Tun offenbaren, wenn Kultur kulturelles Wollen ist, wenn mit Recht die Grammatiker das Tätigkeitswort schlechthin verbum „das Wort“ nannten³, und Humboldt die Sprache als *évεργεια* bestimmte, so ist — methodisch gewendet — der Wortschatz wie jedes einzelne sprachliche Feld als Ganzheit entscheidend vom Tätigkeitswort aus zu bestimmen. Das Verbum verwirklicht eine Vorstellung, „der Gedanke verläßt, wie Humboldt es einmal ausdrückt, durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über“. In diesem Sinn ist der Weg in die Wirklichkeit von Plate denkerisch nicht beschritten worden. Eine Wortkunde, die nur Begriffe zugrunde legt, ist auch erzieherisch ungeschickt. Wir können den Jungen nicht auf der einen Seite sagen, schreibt Verbalstil, und andererseits in der Wortkunde das Verbum mißachten. Hier klappt am offensichtlichsten der Zwiespalt, der sich zwischen Forschung und Leben aufgetan hat. Das Übersetzen des organischen Mittelzweck-Verhältnisses schädigt beide Teile. Ohne die stillschweigende Übereinkunft, daß geistiges Schaffen stets ein erzieherisches Schaffen ist, ist die Wissenschaft zur Unfruchtbarkeit verdammt, und das Lehren, auf sich selbst gestellt, wird lehrhafter Drill. Um die Tiefe des Zwiespaltes zu ermessen, den die organische Wissenschaftsidee überbrücken muß, wird man sich vor Augen halten, daß es hier ein Schulmann gewesen ist, der das Band der erzieherischen Verpflichtung zerriß.

² Das Maß des deutschen Lehn- und Fremdwortschatzes ist auch überschritten von K. Peckun, Das deutsche Wort. Leipzig 1933.

³ Zuletzt hat Schmidt-Kohr, Muttersprache, 1933, 404, die Leistung des Tätigkeitswortes hervorgehoben.

Die junge Königin.

Erzählung von Otto Smelin.

(Schluß.)

Alles ging seinen Gang, wie der König in beinahe überstürzter Zielbewußtheit es wollte. Kurze Zeit nach seinem Besuch bei der Königin traf er mit dem Erzbischof Siegfried von Mainz zusammen und entwickelte ihm seinen Plan, sich von der Königin scheiden zu lassen. Es geschehe mit ihrem Einverständnis, da eine wirkliche Ehe zwischen ihnen nie bestanden habe. Er bitte, daß der Erzbischof sein Vorhaben unterstütze. Siegfried, ein bedächtiger, vorsichtiger Herr, zögerte. Der Plan schien ihm bedenklich. Er kannte die Stimmung beim Heiligen Stuhl einigermaßen. Er war nicht sehr päpstlich, was ging ihn Rom im Grunde an, er war deutscher Reichsfürst . . . , aber, aber, er sah auch nicht ein, warum er etwas brüskieren sollte. Warum sollte er sich die Finger verbrennen in einer Sache, von der er nichts hatte? Es gab keinen Präzedenzfall; nein, er riet dem König ab; er zuckte die Achseln. Aber Heinrich ließ nicht los. Mit der starken Beharrlichkeit seiner Jugend blieb er dabei: Es stehe fest, es sei nichts zu machen.

„Eminenz, Sie müssen mir helfen, verstehen Sie denn nicht, Sie müssen . . .“

Natürlich, Siegfried wollte es auch nicht mit dem König verderben. Man konnte nie wissen, wie man ihn brauchte. Er war in einem unangenehmen Zwispalt. Der König wußte ihn zu lösen: Er wollte die Hilfe des Erzbischofs nicht umsonst. Eine Hand wäsche die andere. Er machte ihm Versprechungen über die thüringischen Bistümer. Der Erzbischof wurde geneigter, drehte bei. Am nächsten Tag war er gewonnen. Er versprach, sich für den Plan des Königs einzusetzen, soweit — diese Klausel fügte er, vorsichtig wie er war, hinzu — es dem Wohle des Reichs — als ob ihm daran jemals etwas gelegen hätte! — und der Heiligen Kirche nicht widerspreche. So war er für alle Fälle gedeckt.

Bald nach dieser Abmachung fand sich König Heinrich zur Reichsversammlung in Worms ein. Zu der zweiten großen allgemeinen Sitzung erschien zum Erstaunen vieler der König mit der Königin, und sie nahmen nebeneinander auf den beiden erhöhten Thronesseln Platz. Nach der Eröffnung der Sitzung erhob sich der König, trat einen Schritt vor und eröffnete in wohlgesetzten Worten den anwesenden Fürsten und Herren, er habe ihnen eine wichtige Angelegenheit vorzutragen und bitte sie, ihre geschworene Treue ihm gegenüber zu beweisen und ihm behilflich zu sein und an seiner Seite zu stehen. Wie sie alle wußten, habe er sich auf ihren und der Kurie Wunsch seinerzeit mit der ihm von seinem hochseligen Vater bestimmten Braut vermählt. Diese Ehe, da sie nicht aus freier königlicher Wahl hervorgegangen sei, habe nicht unter

einem guten Stern gestanden. Er, der König, ebenso die Königin, seien halbe Kinder gewesen, als sie zur Vermählung gezwungen worden seien, und obwohl sie sich bemüht hätten, sei es ihnen nicht möglich gewesen, ein gottwohlgefälliges Eheleben zusammen zu führen, und die Ehe, die sonst eine Segnung sei, sei ihnen zur Fessel geworden. Daher habe er nach langem Schwanken und reiflicher Überlegung beschloffen, sich von Berta von Turin, der bisherigen Königin, in aller Form zu scheiden, und er bitte die anwesenden Fürsten, diese Scheidung mit Gleichmut geschehen zu lassen, damit beiden Ehegatten mit Gottes Willen eine glücklichere Ehe zu schließen und darin zu leben möglich sei. Zum Schluß und damit sie nicht dächten, er wolle die Königin Berta beleidigen, erkläre er, daß er in ihrem Einverständnis spreche und handle, und daß er ihr nichts vorzuwerfen habe. Sie aber werde selbst bezeugen, daß er sie in Ehren gehalten, und daß sie nicht anders von ihm gehe, als wie sie zu ihm gekommen sei, nämlich als Jungfrau.

König Heinrich machte eine kleine Wendung zur Seite, und in die ungeheure Stille hinein hörte man die dunkle, weiche Stimme der Königin:

„Ich bezeuge es.“

Der König schloß:

„Die Herren mögen nun selber erwägen, was zu tun ist, und auf welche Weise sie mir beistehen können.“

Er setzte sich.

Nichts rührte sich. In ihren bunten Röcken, Mänteln, Stolen, mit ihren Schwertern, Hirtenstäben, ihren Mützen, Rappen, Helmen saßen die Herren und starrten in die Luft und warteten. Es legte sich wie eine dumpfe, dicke Masse über sie alle, daß ihr Atem schwer ging und ihr Herz schneller schlagen mußte. Und da nichts geschah, schien der König unruhig zu werden und drehte den Kopf nach der Seite, wo, nicht weit von ihm selbst, der Mainzer Erzbischof saß, und winkte ihm mit dem Kopf zu, und als auch dies noch keine Wirkung hatte, sagte er:

„Ich bitte den Herrn Erzbischof von Mainz, mit dem ich mein Vorhaben besprochen und dessen Billigung es gefunden hat, sich zu äußern.“

Dem Erzbischof blieb nichts anderes übrig, als sich zu erheben und das Wort zu ergreifen. Aber das Schweigen der Herren und ihre ins Leere blickenden Augen hatten ihn belehrt, daß die Stimmung nicht die beste war. Er war nicht gewillt, in ein Wespennest zu stoßen. So fand er denn gedrehte Worte, die nicht Sü und nicht Gott bedeuteten, denn darin war er von jeher ein Meister gewesen.

Aber soviel merkten nun die anderen auch: Herr Siegfried

fried war für das Bedenkliche dieser Angelegenheit nicht blind. Und das gab dem Erzbischof von Köln, Anno, den Stoß, nun nicht hinterm Berg zu halten, denn er war ein mutiger und offener, wenn auch strenger und harter Mann: Der König könne nicht erwarten, daß man diesen Plan so ohne weiteres gutheißt, denn dazu sei er zu unerhört. Wenn man ihn um seine Meinung gefragt hätte, so hätte er ganz offen erklärt, daß es nicht gehe, daß man eine Ehe heute schließe und übermorgen auflöse. Ehe sei ein Lebensbund und sei heilig, und die Ehe eines Königs erst recht.

Damit war die Aussprache eröffnet. Andere mischten sich ein und wagten, wenn auch um vieles vorsichtiger, ihre Meinung zu sagen, die der Annos mehr oder weniger nahekam. Der König wurde dadurch aber nicht nachdenklich, im Gegenteil, es ärgerte ihn, und er versteifte sich erst recht auf seinen Plan. Es wurde deutlich, daß er auf keinen Fall nachgeben werde. Wenn sie von der Ehe als einem Lebensbund sprachen, so hatte er es freilich leicht, Präzedenzfälle von Scheidungen, die vom Heiligen Stuhl gebilligt waren, anzuführen, denn erst vor ganz kurzer Zeit hatte der Herzog von Schwaben, eben der, der sich vorher als Schützer der Moral gegen Heinrich aufgespielt hatte, sein Weib, Bertas Schwester Adelheid, verstoßen, und zwar auf eine rohe und entehrende Weise. Die Herren ließen aber diesen Fall nicht gelten als Präzedenzfall, weil Adelheid die Ehe gebrochen und dadurch ihrem Gatten das Recht zur Scheidung gegeben habe. Aber wie der König selber versichere, sei Berta nichts dergleichen vorzuwerfen. Darauf konnte nun Heinrich erwidern, daß es keineswegs nachgewiesen worden sei, daß Adelheid ehebrecherisch sei, daß es nur eine Beschuldigung, also wohl vielleicht nur ein Vorwand, bis heute eine unbewiesene Beschuldigung sei. Aus allem Hin und Her ergab sich, daß die meisten der Herren Angst vor Rom hatten. Rom, so hörte man immer wieder, werde nie billigen, daß eine Ehe ohne Grund getrennt werde. Aber andererseits wollte man es auch mit dem König nicht ganz verderben, weil man ihn vielleicht einmal gegen Rom brauchen konnte. So entschloß man sich vorderhand, die Entscheidung auf die nächste Sitzung zu vertagen. Und als man dann am folgenden Tag wieder zusammenfaß, hatte man sich schon in vertraulichen Besprechungen geeinigt und verkündete dem König, daß man natürlich darüber nichts ausagen könne, vielmehr wolle man, wie es in Ordnung sei, nach Rom Bericht geben und die dortige Entscheidung abwarten. Bis zur endgültigen Klärung, so hieß es dann in dem verlesenen Beschluß, möge sich die Königin in der Abtei Lorsch aufhalten.

Daß man der Königin Erwähnung tat! Man hatte gestritten, hatte sich entrüstet, hatte gezankt, spitzfindige Definitionen der Ehe und des Sakramentes herangezogen, Präzedenzfälle angeführt und widerlegt; man hatte einen Tag und eine Nacht lang sich zu zweien und zu dreien und vieren besprochen, abgewogen, ausgeklügelt, was zu tun sei, genörgelt, geseufzt, den sorgenschweren Kopf geschüttelt, gehandelt, geseilscht und sich gedreht und gewunden, wie man sich von der Verantwortung drücken könne . . ., aber von der Königin war nirgends die Rede gewesen; ihr Name war nicht

gefallen, man hatte nicht an sie gedacht. Es war, wie es immer gewesen war, die Königin war nicht da. Erst ganz zum Schluß war sie irgendeinem noch zufällig eingefallen.

Niemand hatte gesehen, wie sie mit kleinem Gefolge spät abends gekommen und am übernächsten Tag wieder mit noch kleinerem Gefolge bei hereinbrechender Dunkelheit die Stadt verlassen hatte. Einige Stunden später öffnete sich ihr die Abtei. Man wies ihr Räume zu; dienstfrühe Nonnen liefen schweigend und lautlos durch lange Flure. Die Äbtissin begleitete die junge Königin. Kerzen flackerten, Füße schlurften, Türen gingen, dann war die Königin allein. Auch Mathilde hatte sie weggeschickt. Sommerliche Luft kam durch ein kleines vergittertes Fenster, das hoch oben in der Mauer war. Berta löschte die Kerze, sank auf das einfache Lager, schüttelte sich in Schluchzen. Es war zu viel gewesen. Sie hatte lächelnd dageessen, alle Augen waren plötzlich zu ihr hingegangen, als sie gesagt hatte: Ich bezeuge es. Jetzt brach es aus. Sie konnte sich nicht mehr entkleiden, nicht mehr denken, nicht mehr fühlen, nichts mehr, nichts mehr. Es war zu viel. Der Mond ging auf über den Bergen des Odenwaldes, warf durch das vergitterte Fenster ein blauweißes Viereck auf den Holzboden. Das helle Viereck wanderte langsam über die Bohlen; es wanderte vom Lager hinüber zum groben Holztisch, es stieg auf den Tisch und schob sich über die dicke, hellgeschauerte Platte; es zog sich schief und glitt an der gekalkten Wand hoch. Berta von Turin lag in Kleidern auf dem Lager; es schluchzte aus ihr, sie konnte es nicht abstellen; es war wie ein unaufhörliches Zucken; es schüttelte sie; aus den Augen lief es und lief.

In den nächsten Wochen rauschte der Sommer durch das Land. Die Apfelbäume im Garten verblühten, die Linden dufteten, die Wiesen wurden hoch und bunt in der Ebene, die Lilien im Klostergarten hoben sich weiß und stolz, die Schmetterlinge flogen um die weißen Dolden der Möhren, die Hummeln summten um den Klee; der Jasmin strömte Wohlgerüche in die Kreuzgänge und der Flieder hing voll von lila Trauben. Zwischen den Steinen der Göße, in den Ecken der Klostermauern hob sich die Taubnessel und der bescheidene Günsel. Das Glöckchen der Abtei schwang in den silberblauen Himmel; die Wolken zogen weiß über die Dächer. Die Nonnen eilten mit schleppenden Kleidern schweigend und fast lautlos auf nackten Füßen durch den Kreuzgang; sie hatten bleiche Gesichter; manche waren jung, und ihre Augen folgten den fliegenden Schwalben, wenn sie abends die Eimer am Brunnen füllten. Die Äbtissin war dienstfrühe und ernst. Sie betete mit der jungen Königin. Sie sprach nicht von der Welt; sie war seit vierzig Jahren nicht aus dem Kloster herausgekommen; sie war nicht mehr verstrickt in die irdischen Dinge; sie sprach von den jenseitigen Freuden, von dem Frieden der Seligen, von der Herrlichkeit Gottes, von der allerbarmenden ewigen Liebe der Jungfrau Maria. War es nicht gut, hier zu sein? Wo war die Stille des Herzens als nur in Gott? Alles was blendet und verwirrt, was treibt und scheucht, alles was ängstigt und schmerzt, versank und wurde wesenlos vor dem Einen. Er heilte jede Wunde, linderte jedes Leid, sänftigte jede Trauer.

War es nicht gut, hier zu sein? Königin Berta saß auf der steinernen Bank an der Mauer, hörte das Plätschern des Brunnleins, sah den kleinen Bienen zu, die auf die Taubnessel niederließen, den Schwalben, die zu ihren Nestern am Dachfirst schwirrten, um ihre Jungen zu füttern, sah die weißen Wolkenschiffe leise und leuchtend durch den glänzenden Himmel gleiten. War es nicht gut, hier zu sein? Worauf wartete sie noch? War es nicht an der Zeit, den Weg zu finden? Ging sie noch immer an der Welt der Sünden? Hatte der Herr ihr noch nicht genug der Leiden gesendet? War sie auch dazu zu arm? Wie konnte sie noch warten? Aber sie wartete dennoch. Sie hing dennoch an der sündigen Welt, immer noch, ach, sie hoffte und liebte ja immer noch ...

Aber während Königin Berta im Klostergarten saß und der Sommer über das Land rauschte, gelangte der Brief des Erzbischofs von Mainz nach Rom zum Lateranischen Palast, und der Erzkanzler Hildebrand, dessen Herz verzehrt wurde vom Brand für die weltbeherrschende Kirche, las das seltsame Schreiben von dem Wunsche der Scheidung des jungen deutschen Königs Heinrich. Der Mann in der Mönchskutte saß arbeitend in der Nacht bei flackernden Kerzen, und als er den Brief gelesen hatte, legte er ihn mit einem überlegenen Lächeln zur Seite und wandte sich anderen wichtigeren Dingen zu. Erst nach Stunden erhob er sich, sah den Brief, las ihn stehend noch einmal und schüttelte den Kopf. Was für Einfälle hatten die Menschen! Wie lächerlich war ihr Streben und Tun doch oft! Da taten sie sich zur Ehe zusammen, und wenn es ihnen nicht gefiel, wollten sie wieder auseinanderlaufen. Satten Könige nichts anderes anzufangen, als sich zu verheiraten und sich wieder scheiden zu lassen? Warum nur? Es war wie Nummenschanz und Narrenspiel. Ohne daß irgendein Grund da war, wollten sich dieser König und diese Königin scheiden lassen, nur aus wichtigtuerischer Ichsucht. „Damit sie beide eine glücklichere Ehe eingehen könnten“, so hieß es, habe König Heinrich gesagt. Hildebrand schüttelte den Kopf. Sie nahmen ihr Glück so wichtig, und doch würden sie, ehe achtzig Jahre vergangen waren, verscharrt sein. „Glücklichere Ehe!“ Der bleiche Kanzler sagte es vor sich hin und schüttelte wieder den Kopf. Die Menschen waren wie Kinder. Wo es auf die ewige Seligkeit und das Reich Gottes ankam, dachten sie an glückliche Ehen. Als ob es auf Glückseligkeit ankäme! Man mußte sie führen wie Kinder; man mußte sie zwingen zu ihrem Heil, weil sie zu töricht waren, daran zu denken. Ob sie litten? Was lag daran? Mochten sie jetzt leiden. Gott wollte es, daß sie ihm dienten; alles andere war eitel.

Bald darauf verbreitete sich in Deutschland eine aufregende Kunde: der Heilige Vater habe eine Kirchenversammlung nach Frankfurt einberufen. Zu dieser deutschen Synode werde er einen seiner angesehensten und bekanntesten Kardinäle als bevollmächtigten Legaten senden, den Petrus Damianus. Wer kannte nicht Petrus Damianus oder hatte ihn wenigstens schon nennen gehört? Es war ein hochgelehrter alter Herr, dessen Schriften in vielen Exemplaren in Abteien und geistlichen Büchereien verbreitet waren. Aber er war

auch ein Mann, dem der schlimmste Feind nichts Böses nachsagen konnte, und das wollte viel heißen, denn man war in Deutschland den römischen Legaten und der ganzen römischen Geistlichkeit nicht gerade sehr wohlgesinnt. Aber von Damian wurden Wunderdinge über seine Gelehrtheit und seinen untadeligen Wandel erzählt. Die deutschen Bischöfe horchten auf, sie bürsteten ihre Stolen und wuschen sich die Hände, nickten nachdenklich und besleißigten sich großer Pünktlichkeit in ihren kirchlichen Pflichten. Wenn es Seiner Heiligkeit Alexander II., d. h. Hildebrand, gefallen hatte, Petrus Damianus zu senden, so hatte er etwas vor, es war eine Ehrung.

Die Synode in Frankfurt erfreute sich aus diesem Grunde eines sehr zahlreichen Besuches der deutschen Geistlichkeit. König Heinrich kam erst am Tag vor der Eröffnung an. Er war nicht guter Laune. Als man ihm mitgeteilt hatte, Alexander II. sende wegen seines Scheidungswunsches einen Legaten, und zwar keinen Geringeren als den Kardinal Petrus Damianus, hatte er die Stirn kraus gezogen.

„Was soll das bedeuten?“ hatte er später zu seinem Freunde Berthold von Galdern gesagt, während er mit ihm die Treppen hinunterging. „Verstehst du das?“

Ja, meinte Galdern, man habe weiß Gott keinen schlechten Mann ausgesucht; gegen den werde der deutsche Klerus nicht aufmucken. Sie werden alle nach seiner Pfeife tanzen.

„Man sollte seiner vorher habhaft werden und mit ihm allein verhandeln, ohne das Geschmeiß“, sagte der König nachdenklich.

Der Gedanke des Königs war gut, aber er stellte den Diplomaten Damian nicht mit in Rechnung. Der König versuchte, dem Kardinal entgegenzureisen, ihm irgendwo „zufällig“ zu begegnen, aber Damianus mußte gute Informationen haben, ganz „zufällig“ verfehlte er den König mehrmals. Und so gelangte der König erst einen Tag nach Damianus in Frankfurt an, und eine Aussprache ließ sich ohne Schädigung des königlichen Ansehens und Verletzung der diplomatischen Gepflogenheiten nicht mehr erreichen.

Die große Sitzung, die vom Haupt der deutschen Kirche, dem Erzbischof von Mainz, eröffnet wurde, war ein feierlicher Akt. Nach der Messe, die der Kardinal zelebrierte, begrüßte der Erzbischof den Legaten Seiner Heiligkeit und betonte, wie sehr sich die deutsche Geistlichkeit freue und geehrt fühle, daß Seine Heiligkeit einen Mann von so hohem Rufe gesandt habe. Dadurch zeige Seine Heiligkeit, wie angelegen er sich die Sachen Deutschlands sein lasse.

Darauf erhob sich der greise Kardinal, dankte mit einem gütigen Lächeln für die freundliche und ehrenvolle Aufnahme, die er in Deutschland gefunden, die er aber nicht auf seine Person, sondern auf sein Amt beziehen wolle. Dann grüßte er den König und die deutsche Geistlichkeit und ging sofort in geschickten Wendungen zu der Sache über, die ihn hierhergeführt habe: Seine Rede war klar, glänzend in Stil und Aufbau, aber ohne Umschweife. Er nahm es gleich vorweg: Niemals könne der Heilige Vater die Scheidung des Königs zulassen, und geschehe sie gegen seinen Willen, so werde er sich gezwungen sehen, gegen den

König und gegen alle die, die ihm in dieser Angelegenheit behilflich gewesen seien, mit allen kirchlichen Strafen vorzugehen, die der Ungehorsam gegen die Gesetze der Kirche nach sich ziehe. Denn jede Scheidung sei gegen die kirchlichen Gesetze, die hohe Stellung des Königs aber mildere den Fall nicht, sondern verschärfe das Vergehen. Nach solchen unzweideutigen Erklärungen aber wechselte der Kardinal den Ton und wandte sich in einem warmen, menschlichen Anruf an die Person des vor ihm sitzenden Königs. Jetzt war es nicht die Stimme des päpstlichen Legaten, es war die Stimme des reifen Alters, die Stimme der Weisheit und Güte, die sprach. Er könne sich nicht denken, sagte er, daß der König auf seinem Entschluß beharre, denn wenn die Gesetze ihn auch nicht zurückhielten — Jugend sei ja leicht und gerne rebellisch gegen Gesetze —, so werde ihn bei ruhiger Überlegung doch wohl sein eigener Ruf und sein Ansehen in der Christenheit, das er sich als König doch erhalten müsse, von seinem Plan abbringen. Was — das möge er einmal bedenken! — solle in einer Welt geschehen, wo der König, auf den alle schauten, ein so wenig schönes Beispiel christlicher Lebensführung gebe. Wie könne er, der das weltliche Schwert der Gerechtigkeit führe, später gegen Frevler vorgehen, wenn er selbst seine unschuldige Gattin ohne Grund von sich weise? Damian sprach wie ein Vater zu seinem Sohn. Er war ein Meister der Rede, aber hier stand die Meisterschaft unter der glühenden Überzeugung eines warmfühlenden Herzens. Und das Herz des Jünglings rief er schließlich an, wenn er sprach von der Liebe der Gatten zueinander, die eines der köstlichen Geschenke sei, die Gott dem Menschen auf Erden gegeben habe, Heinrich möge die nicht gering achten, möge sie pflegen und hegen, und er werde einst dankbar an ihn denken, der ihn auf den Weg der Liebe gelenkt habe. Wenn Heinrich nicht hören wolle auf die Gesetze, nicht hören wolle auf die Pflichten des Königs der Öffentlichkeit gegenüber, so möge er hören auf die Ruhe der Liebe, auf die schweigende Ergebenheit seiner jungen Gattin, und die Belohnungen nicht gering achten, die ihm ein liebendes Herz schenken werde, von denen er in seiner Jugend noch nichts erfahren habe.

Die Versammlung lauschte mit steigender Ehrfurcht. Heinrich, der zuerst noch trotzig und verbißnen dem Kardinal in die Augen gesehen hatte, blickte vor sich hin; zum erstenmal, seit man ihm Adalbert von Bremen genommen hatte, spürte er die väterliche Fürsorge eines nicht auf Eigennutz und politische Praktiken eingestellten Menschen; so bitter es auch war, was er hörte, es war Blut von seiner Blut, es war ein Mensch, der ihm gegenüberstand, nicht eine Schachfigur, nicht ein Zeuchler. Es ging jetzt nicht mehr um Gehorsam gegen Rom, um Gesetze und Paragraphen — das hätte ihn zum Widerstand gereizt, hätte ihn trotzig und widerspenstig gemacht —, hier trat etwas in seine Welt und erreichte sein Herz, und er wurde im Augenblick nicht damit fertig. Er saß ohne Bewegung und wußte nicht, wie das alles enden sollte.

Als der Kardinal schwieg und sich setzte, blieb die Stille im hohen Raum, aber es war nicht die betretene Stille wie damals, als der König seinen Plan vortragen hatte, es war die Stille der Ahnung, daß es

tieferer Gesetze und Zusammenhänge gab als die, in denen man zu leben und zu denken gewohnt war. Erst allmählich merkten die Herren, daß es jetzt auch keinen Zweifel mehr für sie geben könne, wie sie sich zu der Angelegenheit stellen sollten. Nicht, weil sie jene tieferen Gesetze und Zusammenhänge ahnten — denn was tut man schließlich mit Ahnungen und tiefen Gesetzen —, nur weil es zuviel Unannehmlichkeiten gebracht hätte, sich gegen Damian zu stellen, also gegen Rom; es war ein glücklicher Zufall, daß ihre Interessen und die tiefen Zusammenhänge in einer Richtung gingen, und so säumten sie denn nicht, einer nach dem andern, sich zu erheben und dem Kardinal beizustimmen, ihm zu schmeicheln, ihn zu loben, seine Weisheit, seine Güte, und den König zu ermahnen, die Worte der christlichen Liebe nicht zu überhören . . ., denn sonst, so schwer es ihnen auch falle, müßten sie aus christlicher Gesinnung ihm die Treue aussagen und könnten in ihm nicht mehr ihren König sehen. Natürlich hatten sie alle schon vorher diese Meinung gehabt, die jetzt der Gesandte Seiner Heiligkeit so glänzend vertreten, aber die Treue, die sie dem König gelobt hätten, hätte sie zögern lassen . . . So und ähnlich sprachen sie mit breiten Fischmäulern und mit spitzen Vogelschnäbeln. Nur einer schwieg, Anno von Köln, denn er hatte damals wirklich diese Meinung gehabt und geredet; er verachtete sie alle; er spie aus und schwieg.

Heinrich hörte sie, und sein Zorn begann zu kochen. Er ertrug es nicht; es stank gegen ihn an. Er lernte sie kennen in dieser Stunde. Und als wieder einer sich erhob, der Abt von Tetnang, fuhr der König hoch, und es brach aus ihm:

„Wenn also ihr alle dieser Meinung seid, nun gut, so werde ich mich fügen und die Last tragen, die ich nicht abschütteln kann.“

Es klang beinahe wie eine Drohung, wie er es sagte.

Und dann, ohne irgend etwas weiter zu sagen, ohne den Schluß der Versammlung, das Gebet und den Segen abzuwarten, stürmte er hinaus, ohne Gruß, ohne Abschied, und zwei seiner jungen Freunde und Hofherren hinter ihm her.

Draußen befahl er die Pferde, begab sich noch einmal nach der Pfalz, kleidete sich rasch um, ließ das Nötigste zusammenpacken und ritt mit kleinem Gefolge davon, ohne Pause trabend, stundenlang, bis die Säule lahmten.

Drei Tage ritten sie; er sprach nichts; er wies alles ab. Als sie abends in Eisenach anlangten, fragte er nach seinen Krönungsinsignien, er wollte die Grafen im Ornat empfangen. Es stellte sich heraus, daß man sie nicht mitgenommen hatte, ebenso wie vieles andere Gepäck. Er fuhr den Hofmarschall an. Der entschuldigte sich mit der Eile. Er habe geglaubt, es sei nur eine vorübergehende Entfernung von Frankfurt geplant, weil der König so gedrängt habe. Der König habe nichts angeordnet.

Daß die Insignien fehlten, empfand Heinrich wie eine Demütigung. Aus seinem Zorn verfiel er in eine melancholische Gleichgültigkeit. Wie sollte überhaupt jetzt alles werden? Es hing wie Nebel um ihn. Er hatte die Feindschaft der Fürsten gespürt, ihre Zeucherei, ihre Enge. Er ahnte, wie schwer er es haben werde; zum erstenmal in seinem Leben ahnte er

es. Die Abhängigkeit von diesem Geschmeiß belastete ihn. Es widerte ihn an. Gab es denn keinen Menschen, nur politische Schacherer? Ja, Damian war vielleicht ein Mensch, aber der stand im Banne Roms; man konnte ihn nicht brauchen. Wo in aller Welt war ein menschliches Herz? Heinrich saß in der Dämmerung, wies alle hinaus, grübelte, verschränkte die Arme auf dem Tisch und legte die Stirn darauf. Herrgott im Himmel, zeige mir einen Menschen!

Königin Berta saß nicht mehr im Klostersgarten von Lorsch. Eines Tages war ein Bote gekommen mit einem Brief, und sie hatte den Brief gelesen auf der Bank im Garten, aber plötzlich war sie aufgesprungen und war hineingeeilt, hatte ihren Mädchen zugerufen, sie müsse fort, schnell, schnell! Und hatte packen lassen und die Pferde fertig machen lassen. Die Äbtissin war sehr erstaunt; sie hatte nicht gelächelt, sie hatte den Kopf geschüttelt, hatte der Königin Segen gewünscht und war im Gebete versunken. Und eine junge Nonne hatte die Königin davonreiten sehen in das Goldglimmer des Nachmittags und hatte geweint.

Königin Berta war nach Frankfurt gekommen und hatte in der Pfalz Audienz gehalten und den Kardinal empfangen. Er hatte ihr berichtet, was geschehen war, und daß sie die Gattin des Königs sei und bleibe. Zum Schluß hatte er ihre kleine runde Hand in seiner faltenreichen, blaugeäderten gehalten und sie gebeten, den König zu lieben, ihn zu gewinnen und zu führen, ihm zu verzeihen, nicht siebenmal, sondern siebenmal siebenzimal.

Die Königin hatte ihn mit ihren großen dunklen Kinderaugen angesehen, die immer noch so viel Weltferne enthielten, und hatte erstaunt gefragt, was sie verzeihen solle.

Der Kardinal hatte gelächelt und nachdenklich mit dem schlohweißen Kopf genickt.

„Ja“, hatte er gesagt, „wo die Liebe wahrhaftig ist, da ist kein Verzeihen, weil es gar kein Beschuldigen gibt.“

Es war dann die Rede darauf gekommen, ob die Königin hier warten wolle, bis der König zurückgekommen sei; dann nämlich wolle er, der Kardinal, sie zusammenführen und ihre Hände noch einmal ineinanderlegen. Aber Berta wollte nicht warten. Sie war auf einmal von einer freudigen Ungeduld besessen und beschloß, dem Könige so schnell wie möglich nachzureisen. Sie selbst erschien in den Gemächern des Königs und fragte, was er gesagt, ob er zurückkomme, und wohin er wolle. Aber keiner wußte etwas. Alles Gepäck habe er hiergelassen, nicht einmal die Königsinsignien, die

ihn sonst überall begleitet hätten, habe er mitgenommen. Berta dachte kurz nach und befahl, daß man die Kleinodien ihrem Troß beigebe. Am folgenden Tag ritt sie in aller Frühe ab und ließ von Dorf zu Dorf den Weg erfragen, den der König ein oder zwei Tage zuvor geritten war. Sie eilten sich sehr. Als sie in Eisenach ankamen, funkelte schon der Sternhimmel über dem Land. Die Königin kleidete sich um, ging ohne Begleitung durch die Galerie, fragte nach dem König. Alle Wachen, alle Knappen, auch die Herren des Hofes ließen sie vorbei, starrten ihr nach.

Sie fühlte es, sie hatte eine Kraft, wie noch niemals in ihrem Leben. Sie hatte Engel um sich mit großen Schwingen, deren Kleider rauschten in der Nacht. Niemand kann einem Menschen widerstehen, den die Engel begleiten. Woher waren die Engel gekommen? Wer hatte sie gerufen? Die Liebe hatte sie gerufen, die größer ist als alle Vernunft. Die Engel waren aus den Himmeln des Herrn herabgestiegen, um mit der Königin zu sein. Mit einem ruhigen Lächeln um den Mund durchschritt Berta die Galerie, die Treppe, den Flur, die Vorräume und stand im Zimmer, wo der König saß, die Arme auf den Tisch verschränkt, die Stirn auf die Arme gelegt.

Dort, mitten im Raum, hemmte sich ihr Schritt, und sie sah auf den in sich hineinbrütenden König, der sie nicht gehört hatte. Und weil sie wußte, daß die Engel sie umstanden und mit ihr waren, faßte sie Mut, und ihre Stimme sprach aus ihr leise und deutlich:

„Heinrich!“

Der König hörte diese Stimme; sie erinnerte ihn an sehr ferne Tage seiner frühen Kindheit; denn war auch der Klang tiefer und voller geworden, es schwang doch dieselbe Seele darin, Lockung und Frage. Langsam, wie sich erinnernd, hob er den Kopf vom Arm und wandte ihn nach der Königin hin. Halb erstaunt, halb beruhigt, unschlüssig, was nun geschehe, fragte er zurück:

„Du bist hier?“

„Ich habe die Kroninsignien mitgebracht.“

„Oh!“ Eine halbe, verschleierte Freude klang in diesem Oh. „Ich danke dir.“

Weil nun ein unglückliches Lächeln auf seinem Gesicht stand und es verschönte, wie sie es nie zu sehen geglaubt hatte, und weil die Engel ihr Mut gaben, löste sich Berta aus ihrer Stille, fiel vor Heinrich auf die Knie, nahm seine Hand und bedeckte sie mit Tränen und Küßen. Heinrich ließ es geschehen; er wehrte sich nicht mehr; langsam hob sich seine Linke und legte sich auf den Scheitel der Königin.

